

Ich entdeckte den Goldmacher

Jerry Cotton, #4

by Jerry Cotton, 1922-2015

Veröffentlicht: 1956



Auch Amerika hat goldene Zeiten gehabt. Nein, ich meine nicht „hohe Blüte der Kultur“ oder so etwas. Ich meine richtige goldene Zeiten, in denen die Butter nicht mit einem Papierfetzen voll leerer Versprechungen oder mit einem Silberstück, das hauptsächlich aus Nickel besteht, bezahlt wurde, sondern in denen man dem Händler ein richtiges, rundes, schönes Goldstück über die Ladentheke schob.

Sehen Sie, das nenne ich Amerikas goldene Zeiten. Ich habe sie nicht mehr erlebt, aber mein Vater erzählte manchmal davon, und er zeigte mir eines dieser Goldstücke. Bei uns nennt man das einen „Eagle“, einen Adler. Ungefähr jedes

Land der Welt hat solche Zeiten gehabt, und ich glaube, sie gingen ziemlich sang- und klanglos zu Ende, als der erste Weltkrieg ausbrach. Seitdem zahlt man nicht mehr in Gold, sondern füllt sich höchstens die Zähne damit.

Zahlen können Sie nicht mehr mit den Goldstücken aus den Tagen unserer Großväter, aber Geld verdienen können Sie immer noch damit. Wundert Sie das? Ich habe es auch nicht gewußt, bevor ich in den Fall des „Goldenen“ einstieg. Und jetzt werde ich Ihnen ein weltwirtschaftliches Kolleg halten.

Gold ist nach wie vor die Basis der meisten Währungen dieser Welt. Theoretisch muß Ihnen eine Bank, wenn Sie ihr einen Dollarschein über den Tisch schieben, den Gegenwert in Gold auszahlen. Natürlich hustet sie Ihnen etwas. Das sind die leeren Versprechungen, von denen ich sprach. Aber nach wie vor wird Gold gehandelt und gehortet. Steht es schlecht um den Dollar, weil die Russen im kalten Krieg einen Vorsprung haben, dann können Sie weniger Gold für ihren Dollar kaufen: Das Gold steigt im Wert. Glauben die meisten Leute, daß es vorläufig keinen Krieg geben wird, und haben aus diesem Grunde Vertrauen zu der Regierung, so sind sie mit dem Papier in der Briefftasche zufrieden: Der Goldpreis sinkt.

Ulkipigerweise gilt das auch für die Goldmünzen der Welt. Wie gesagt, Ihre Butter können Sie nicht mehr damit bezahlen. Der Kaufmann würde denken, sie wollten ihn mit einer Messinggedenkmünze reinlegen. Aber wenn Ihnen bei dem Gedanken mulmig wird, daß die Dollar in Ihrer Briefftasche aus dem gleichen Material bestehen wie die Zeitung, die Sie gerade fortgeworfen haben, dann können Sie zur nächsten Bank rennen und Goldmünzen kaufen, amerikanische „Eagles“, englische „Sovereigns“, Schweizer „Vrenelis“, Deutsche „Zwanzig Mark“. Es existiert also ein weltweites Geschäft mit aus dem Kurs gesetzten Münzen aus Gold, mit denen man nichts bezahlen kann. Fragen Sie mich nicht, warum das so ist. Ich kann Ihnen nur antworten: Das ist die Weltwirtschaft, und bei der ist ja manches unverständlich. Außerdem bin ich ein G-man und kein Wirtschaftsprofessor.

Sie wissen, womit ich mich zuletzt zu beschäftigen hatte. Ich stellte Slug Callaghan als letzten der fünf Ausbrecher aus dem Zuchthaus von Glendive. So kurz wie zwischen dieser Sache und der nächsten war die Pause noch nie.

Keine vierundzwanzig Stunden später, saßen Phil und ich Mr. High gegenüber und erfuhren die Geschichte der Goldmünze und ihre Funktion im Wirtschaftsleben. „Schön und gut, Chef,“ sagte Phil in der ersten Vortragspause, „und vielen Dank für die Belehrung, aber ich habe Vertrauen zu den USA, und ich denke nicht daran, mein Geld in Gold anzulegen, geprägtem oder ungeprägtem.“

„Die Sache ist die,“ antwortete der Chef, „daß in den letzten sechs Monaten sehr viele gefälschte Goldmünzen auf dem internationalen Markt sind, und die Leute, die in Goldmünzen spekulieren, haben es mit der Angst bekommen.“

„Warum auch nicht?“ sagte ich. „Von mir aus kann jeder Börsenjobber sein Geld verlieren.“

Mister High lächelte. „Von mir aus auch, aber dennoch ist die ganze Angelegenheit nicht so spaßhaft, wie es Ihnen scheinen mag.“

Er zog die Schublade seines Schreibtisches auf, griff hinein und zeigte uns zwischen den Fingern zwei kleine gelblich-rötliche Münzen, die den Kopf eines schnurrbärtigen Mannes zeigten.

„Das sind deutsche Zehn-Mark-Stücke in Gold,“ sagte er. „Ich bekam sie über Interpol von der deutschen Kriminalpolizei. Eines davon ist falsch. Welches?“

„Wenn man eine Blüte schon mit bloßem Auge als Blüte erkennen kann, taugt sie nichts,“ brummte Phil.

„Genau, und diese beiden Münzen sind weder im Aussehen noch durch das Gewicht, noch durch den Klang zu unterscheiden. Ich möchte es fast als einen Zufall bezeichnen, daß man überhaupt dahinterkam, daß falsche Goldmünzen im Umlauf sind. In Frankreich hatte ein Mann einen großen Teil seines Vermögens in Gold angelegt. Als er starb, bekam seine Tochter die Münzen in die Hand. Da sie als Frau mehr Wert auf Gold am Körper als auf Gold im Tresor legte, trug sie einen Teil der Münzen zu einem Juwelier, der ihr einen Schmuck daraus machen sollte. Der Juwelier schmolz die Münzen ein und war sehr erstaunt, als er in seinem Tiegel ein Gemisch aller möglichen Metalle fand, von denen nur der kleinere Teil Gold war. Von da aus nahm die Geschichte ihren Weg zur Polizei. Die Untersuchungen wurden sehr vorsichtig geführt, um keine Hysterie aufkommen zu lassen. Immerhin steht fest, daß eine große Anzahl falscher Münzen in allen Ländern der Erde im Handel ist.“

High legte die beiden Goldstücke in seine Schublade zurück und fischte aus dem vor ihm liegenden Aktenstoß ein Blatt.

„Ich habe hier ein Gutachten des Professors Stilman von der Harvard-Universität. Ich erspare Ihnen Einzelheiten und lese Ihnen nur einige Schlagsätze vor:

„Die Münzen bestehen aus einer Legierung, deren Gewicht genau dem Gemisch des zur Münzprägung verwendeten Goldes entspricht. Hauptbestandteile der Legierung sind Nickel und Kupfer, jedoch enthält sie auch andere, noch nicht einwandfrei analysierte Komponenten. Die Münzen aus dieser Legierung sind mit einem relativ starken echten Goldüberzug versehen, so daß verhältnismäßig dicke Goldschichten entstehen und daher die Unechtheit der Münze nicht durch einen einfachen Kratzversuch festgestellt werden kann. Der Goldüberzug muß nach einem uns nicht bekannten Verfahren aufgebracht worden sein, da dabei eine enge Verbindung zwischen dem Gold und der Trägerlegierung entsteht, die nur im Schmelzprozeß aufgelöst werden kann.“

Mister High sah uns einen Augenblick lang an und bemerkte: „Jetzt kommt der entscheidende Satz.“ Dann las er weiter:

„Es muß angenommen werden, daß zur Durchführung des Verfahrens große apparative Voraussetzungen notwendig sind. Nach den Ergebnissen halten wir es für möglich, daß sich auf die gleiche Weise auch Barrengold nachahmen läßt, und selbst die Vortäuschung anderer Edelmetalle wie Platin scheint nicht ausgeschlossen.“

Der Chef ließ das Blatt sinken.

„Seht ihr,“ wandte er sich an uns. „Das ist die Gefahr. Wenn falsches Barrengold auf den Markt kommt, wackeln die Währungen der Welt. Bisher gibt es keinen Anhaltspunkt dafür, daß Professor Stilman mit seiner Vermutung recht be-

hält, aber allein schon das Bestehen einer Gefahr muß uns veranlassen, diese Falschmünzerwerkstatt in aller Eile aufzudecken.“

„Warum sollen die Dinger gerade in den Staaten hergestellt werden?“ fragte ich. „Sind auch amerikanische Goldstücke bei den Falsifikaten?“

„Ja, einige, aber die Geschichte entwickelte sich folgendermaßen: Die Juweliersache in Frankreich passierte vor sechs Monaten. Über Interpol machten sich sämtliche europäischen Behörden auf die Suche, aber eines Tages begannen sie, uns mit Telegrammen zu bombardieren. Sie hatten sich nämlich ebenfalls Expertengutachten beschafft, und da auch in diesen Gutachten von großen technischen Anlagen die Rede war, behaupteten sie, solche Anlagen könnten in ihren kleinen Ländern nicht unentdeckt bleiben. Die Falschstücke müßten aus Übersee kommen. Sie konnten außerdem einen Mann präsentieren, der offenbar eine kleine Verteilerrolle gespielt hat. Er betreibt eine Importagentur für amerikanische Waren, und da er angab, seine Geschäfte mit einem ihm sonst unbekanntem Matrosen in Englisch abgewickelt zu haben, schanzten sie uns den ganzen Fall zu. Das war vor drei Monaten. Ich beauftragte Fred Bower mit den Nachforschungen. Seine Suche blieb lange ergebnislos, obwohl er mit allen Leuten Kontakt aufnahm, die je in der Branche gearbeitet haben. Wir verhafteten niemanden, denn es war uns ja nicht damit gedient, einen kleinen Verteiler zu erwischen, der von der Zentrale sofort durch einen anderen Mann ersetzt werden konnte.“

Er schob uns einen Stoß Papiere zu. „Sie können darin lesen, wie Bower es angestellt hat, weiterzukommen. Vor drei Wochen sah ich ihn zum letzten Male. Er kam an einem Abend und sagte: ›Hören Sie, Chef, es sieht so aus, als würde die ganze Angelegenheit von Brasilien aus gestartet. Wenn Sie nichts dagegen haben, fahre ich hin.‹ Ich hatte nichts dagegen, und Bower reiste als amerikanischer Tourist nach Rio ab. Ich erhielt noch ein Telegramm von ihm, mit dem er seine Ankunft meldete. Seitdem hat sich Fred nicht mehr gemeldet, und ich mache mir beträchtliche Sorgen um ihn.“

„Schön,“ sagte ich und klemmte mir Bowers Berichte unter den Arm. „Sollen wir nach Brasilien fahren?“

„Wenn Sie glauben, daß er mit seiner Vermutung in südlicher Richtung richtig lag, gewiß.“

„Wir werden sehen,“ sagte ich und klopfte auf die Berichte, die von einem Kollegen verfaßt worden waren, der vielleicht längst nicht mehr lebte.

Bowers Schrieb war der Bericht einer der mühseligsten aber saubersten Arbeiten, der mir je unter die Finger gekommen ist. Der gute Fred hatte alles getan, um einen Faden zu finden, an dem er sich bis zur Herkunft der ebenso prächtigen, wie falschen Goldmünzen entlangtasten konnte.

Als es mit den berufsmäßigen Falschgeldexperten nichts wurde, widmete er sich mühselig der Zunft der Graveure, denn es war ihm eingefallen, daß Leute an der Prägung beteiligt sein müßten, die etwas von der Gravierung der Charakterköpfe von Fürsten, Königen und Kaisern verstanden, die normalerweise Goldstücke zu zieren pflegen. Bower kümmerte sich um alle Graveure, Vorbestrafte und unbeschriebene Blätter. Zum Glück gibt es nicht sehr viele dieser Männer in den Staaten, aber mehrere hundert Personen mußte unser Kollege doch überprüfen. Auf den ersten Blick kam nichts dabei heraus, aber er fand die Namen von drei Män-

nern, die sich nicht mehr in den Staaten aufhielten, sondern, wie ihre zurückgebliebenen Familienangehörigen erklärten, gute Verträge in Brasilien bekommen hatten. Sie überwiesen regelmäßig Geld. Sie schrieben auch. Es schien ihnen gut zu gefallen. Einzig seltsam war der Zeitpunkt ihrer Anwerbung. Er lag gute zehn Monate zurück, so daß, wenn man die Entdeckung des Juweliers in Paris mit dem Auftreten der Falschstücke ungefähr gleichsetzte, man daran denken konnte, diese Männer könnten an der Herstellung beteiligt sein.

Bower mochte zunächst keinen fest umrissenen Verdacht gespürt haben, wenn er sich auch die Namen der Männer notiert hatte: Lyonei Redborn, Fedor Kaspers, Stanley Boch.

Dann gelang Fred Bower ein guter Schlag. Während der ganzen Zeit seiner Nachforschungen war er selbstverständlich als Käufer für Goldmünzen aufgetreten. Er ließ laufend durch die Banken, Edelmetallagenten und Juweliere Goldmünzen anbieten, sorgte dafür, daß er sie in die Hand bekam und ließ sie an der Harvard-Universität untersuchen. Waren die Münzen echt, so trat er unter irgendwelchen Gründen vom Kauf zurück. Monatelang bekam er nur echte Stücke in die Hand. Dann lächelte ihm das Glück. Ein Edelmetallagent bot ihm fünfzehn Stücke amerikanischer Golddollars an, die samt und sonders falsch, waren. Bower kaufte, und als er das endgültige Untersuchungsergebnis vorliegen hatte, setzte er sich auf die Spur ihrer Herkunft. Der Edelmetallagent war ein alter Herr, der seit fünfzig Jahren diesem Beruf nachging und über allen Zweifel erhaben schien. Er führte genaue Bücher und konnte Bower sagen, woher er die Stücke bekommen hatte. Unser Kollege geriet an den Vorbesitzer, einem schon etwas dunkleren Händler, der ihm die Adresse des Mannes gab, von dem er gekauft hatte. Zu Bowers Erstaunen entpuppte sich dieser Mann als ein ganz kleiner, biederer Händler, der ein Ladengeschäft in einem Vorort von New York betrieb. Bower setzte ihm zu und bekam aus dem schwitzenden und ängstlichen Mann die Geschichte der Goldstücke heraus. Der Ladenbösitzer, der auf den schlichten Namen Myer hörte, kaufte seinen Kaffee von einem brasilianischen Importeur. Dieser Importeur hatte ihm eines Tages die Münzen anlässlich eines Kaffeegeschäftes zu einem ungewöhnlich günstigen Preis angeboten. Mr. Myer fürchtete zwar, daß es sich hierbei um ein nicht ganz reelles Geschäft handelte, aber mit der Sucht der kleinen Leute, auch einmal einen guten Fang zu tun, war er darauf eingegangen, zunächst in der Absicht, das Gold als Kapitalanlage zu betrachten. Später baute er, brauchte Geld und verkaufte es doch.

Bower ging zu dem Brasilianer, stellte sich als Freund von Mr. Myer vor, äußerte, daß er auch Gold kaufen möchte und bat um ein Angebot. Der Brasilianer tröstete ihn, sagte, er würde sich um die Beschaffung bemühen, hielt unseren Kollegen aber immer wieder hin. Schließlich als Bower nicht nachgab, verkaufte er ihm zehn Stücke. Bower raste damit zur Harvard-Universität und erlebte eine bittere Enttäuschung. Die Stücke waren echt.

Fred ließ die Maske fallen, stellte den Brasilianer und fragte nach der Herkunft der Stücke, die er übernommen hatte. Es stellte sich heraus, daß der Brasilianer diese Münzen über seine Bank beschafft hatte, ein völlig legaler Handel also. Als unser Kollege auf die Münzen zu sprechen kam, die Mr. Myer übernommen hatte, druckste der Kaffeeimporteur und bequemte sich schließlich zu dem Geständnis, er habe sie von dem Steuermann eines brasilianischen Schiffes, das für ihn Kaffee

nach New York transportiert hatte. Fred erinnerte sich der drei nach Brasilien gegangenen Graveure und fand, es sei Zeit, daß auch er nach Süden führe.

Das war die Story, wie sie aus den Berichten Bowers hervorging. Blicke noch nachzutragen, daß der Überwachungsdienst meldete, der Brasilianer sei wenige Tage nach Freds letztem Besuch zum Kaffeekauf nach Brasilien gefahren und bisher nicht zurückgekommen. Mit einem Wort, es sah so aus, als sei er getürmt.

Phil und ich trafen uns am anderen Morgen wieder mit Mr. High. „Okay, Chef,“ sagte ich, „ich denke, Fred lag richtig, als er nach Süden ging.—Haben Sie sich irgendwie mit der brasilianischen Polizei in Verbindung gesetzt?“

„Bisher nicht, obwohl ich es gern getan hätte, als ich von Fred nichts mehr hörte. Ich denke, Sie kümmern sich darum, wo er geblieben ist. Er fuhr unter seinem Namen als Tourist, der Urlaub macht.“

„Das beste, wir machen es genauso,“ sagte Phil. „Brasiliens Unterwelt wird nicht gerade eine Liste der New Yorker G-men vorliegen haben. Sollen wir mit den brasilianischen Behörden zusammenarbeiten?“

„Sobald es notwendig wird, gewiß. Ich gebe Ihnen einen Schrieb mit, so eine Art Empfehlungsschreiben. Aber im übrigen denke ich, daß Sie allein am besten weiterkommen.“

Noch einmal vierundzwanzig Stunden später saßen wir in einer Maschine der PAA. Wir hatten prächtige Pässe in den Taschen, in denen alles stimmte bis auf unsere Berufsbezeichnung. Ich war zum Manager einer großen Autovertretung avanciert, und Phil war Hauptvertreter des gleichen Unternehmens. Wir bemühten uns redlich, den Eindruck von Leuten zu machen, die bei dem Autoboom im letzten Jahr gutes Geld verdient hatten und nun nach einer Art suchten, es auf den Kopf zu hauen. Sollte es irgendwem in den Sinn kommen, bei unserer Firma nachzufragen, so würde er eine bestätigende Antwort erhalten, was für tüchtige Jungens wir im Dienste des Unternehmens seien, denn das FBI hat immer einige Firmenbesitzer an der Hand, die es sich zur Ehre anrechnen, ihn bei seiner Tätigkeit zu unterstützen.

Wir kamen am frühen Morgen in Rio an, nachdem wir einmal die Maschine gewechselt hatten.

Rio de Janeiro! Was für eine Stadt! New York ist größer, sicherlich, aber Rio ist schöner, viel schöner. Irgendwie sieht es aus, als sei es absichtlich weiß, gelb, blau und grün gebaut. Weiß die Häuser, gelb der Strand, blau der Himmel und die See und grün die Wälder der Hügelketten. Die Straßen waren so breit, daß der Broadway in New York dankbar wäre, wenn er die Hälfte der Autos verdauen könnte, die hier mit sechzig Meilen in der Stunde dahinhuschen.

Wir fuhren in einem Taxi zum Hotel Americano, einem Palast in Weiß, der nahe am Strand steht. Von außen blitzt er, daß es einem in die Augen sticht, aber innen ist alles gedämpfte Kühle. Natürlich ist der Besitzer so wenig ein Amerikaner wie der Präsident von Brasilien selbst, aber er hat richtig darauf spekuliert, daß es die Amerikaner zu einem Hotel zieht, das im Namen schon den gewohnten Komfort verspricht, und da ein ganz bestimmtes Verhältnis zwischen dem amerikanischen Dollar und der brasilianischen Währung besteht, lohnt sich die Spekulation des klugen Mannes.

Wir sahen auf den ersten Blick, daß kein Grund zur Sorge bestand, wir könnten in Rio auffallen. Es wimmelte von Bürgern der Vereinigten Staaten, die Miami in diesem Jahr nicht für fashionabel genug hielten. Alles, was uns passieren konnte, war, daß sich unter ihnen ein Mann befand, der auch Autos verkaufte und sich vielleicht im Gespräch über unsere Unkenntnis der Geschäftsgewohnheiten sehr wundern würde.

Unsere Zimmer waren telegrafisch vorbestellt. Sechs Pagen, zusammengesetzt aus dem Blut aller Rassen, die Brasilien bevölkern, schleppten unser bescheidenes Gepäck nach oben. Die Zimmer hielten alles, was das Hotel von außen versprach, und es fehlte weder an dem eisgekühlten Drink noch an dem summenden Ventilator.

Phil kam aus seinem Zimmer zu mir herüber, als ich noch beim Auspacken war. „Und jetzt?“ fragte er.

Ich lachte. „Dies ist Rio de Janeiro, von dem man sagt, es sei die schönste Stadt des gesamten amerikanischen Kontinents. In dieser Stadt gibt es einen Strand, der sich Copacabana nennt, von dem man sagt, es sei der schönste Strand sowohl an der atlantischen wie der pazifischen Küste. Ich schlage vor, wir gehen baden.“

Wissen Sie, ich will Ihnen den Mund nicht wäßrig machen. Die Steuerzahler der Vereinigten Staaten mögen es mir verzeihen, daß ich für ihr Geld erst einmal baden ging, bevor ich mich in die Verfolgung finsterner Verbrechen stürzte, aber dieser Strand ist so zauberhaft, daß es geradezu eine Heldentat war, daß wir uns überhaupt wieder davon losrissen.

Ich gestehe, es war Nachmittag, als wir ins Hotel zurückkamen. Wir fühlten uns so frisch nach den vielen Kopfsprüngen in den Ozean, daß wir jetzt gern mit einem Kopfsprung in unsere Affäre getaucht wären.

Leider war das nicht so einfach. Bower war vor drei Wochen auch im Hotel Americano abgestiegen, aber wir hielten es nicht für richtig, uns beim Portier nach seinem Verbleiben zu erkundigen. Wir wußten ja noch nichts. Der Hersteller der falschen Münzen konnte seine Verbindungsleute auch in diesem Hotel sitzen haben, und wenn Bower aufgefallen war, würde eine einzige Frage nach ihm unsere Autoverkäufer-Tarnung gefährden.

Sie gaben sich in diesem Hotel eine ganze Menge Mühe, den Gästen das Leben angenehm zu machen. Wir speisten auf der Terrasse mit Blick auf den Strand und Rios Lichter im Hintergrund. Was wir aßen, mag der Teufel wissen. Jedenfalls schmeckte es gut. Sie hatten eine Kapelle, die eine leise Musik um die Gabel säuselte, und man wurde umschwirrt von weißberockten Kellnern, die alle zu schweben schienen, so lautlos benahmen sie sich.

„Eigentlich haben wir einen großartigen Beruf,“ meinte Phil, als er satt war und einen rabenschwarzen Mokka zum Nachtschlürfte. „Solche-Sachen, wie dieses Hotel hier, die Stadt, den Strand, können gewöhnliche Leute unserer Gehaltsklasse nur per Film erleben.“

Das war so Phils Art. Ich weiß nicht, wieviel Löcher er abbekommen hat während seiner Laufbahn, jedenfalls einige, aber sobald er etwas geboten bekommt, findet er die Welt rosig.

„Wahrscheinlich hat Bower so ähnlich empfunden, als er hier saß,“ antwortete ich, „aber ich zweifle daran, daß er noch so denkt, falls er überhaupt noch denken kann.—Mach lieber einen Vorschlag, was wir tun sollen.“

„Ich denke, wir suchen morgen die Druckereien auf, die sich die drei Graveure aus den Staaten geholt haben, und sehen nach, ob es damit seine Richtigkeit hat. Heute abend wäre ich noch für eine nette Zerstreung.“

Wir erkundigten uns beim Portier. Er nannte uns eine Bar oben auf dem Zuckerhut, und wir fuhren hin.

Na, die Bar hielt, was der Portier versprochen hatte. Rio soll ja die schönsten Mädchen der Welt besitzen, und sie schienen alle in dieser Bar versammelt zu sein. Wenn nur die Hälfte des Schmucks echt war, der in der immer wechselnden Beleuchtung glitzerte, dann schimmerten hier ein paar Millionen.

Phil und ich hockten uns an die Bar, tranken einiges und sahen zu. An dem Rummel teilzunehmen, war für uns sinnlos. Dazu langten unsere Spesen nicht.

Später schwang sich auf einen freien Hocker ein fatter Mann, der einen weißen Smoking trug. Er hatte das typisch kreuzbrave Gesicht eines Farmers aus dem Mittelwesten, und er war schon ein wenig angesäuselt. Er sprach uns an, als er den ersten englischen Laut von uns hörte. Ich lag mit meiner Vermutung ziemlich richtig. Er war ein kleiner Geschäftsmann, machte hier die großen Ferien seines Lebens und schwamm in lauter Seligkeit.

„Hören Sie,“ sagte er, „dies ist ein Land, in dem es sich zu leben lohnt. Ich sage Ihnen, ich verkaufe meinen Laden in Bewores und siedle mich hier an.“

Er hieß Georg Cramer. Die Kapelle spielte einen Rumba. Mr. Cramer summtete ihn mit und zwitscherte dabei seinen Whisky. Er war fast so weit, daß er den Mut aufbringen würde, eines der Juwelengirls zum Tanz aufzufordern.

„Glaube nicht, daß Ihr Laden in Bewores beim Verkauf Geld genug abwirft, um diesen Lebensstil lange durchzuhalten,“ sagte ich.

„Ha,“ lachte er, „Sie haben recht, Mister, Sie haben absolut recht, aber George Cramer hat ein Köpfchen. Geschäfte können Sie machen in diesem Land, Geschäfte, süß wie Zucker.“

Natürlich sprach aus ihm der Alkohol, den er sich einverleibt hatte. Er war der Typ, der hemmungslos angab, wenn er aus seinem Milieu herauskam. In spätestens vierzehn Tagen würde er in Bewores wieder brav Mehl abwiegen.

Er merkte wohl, daß wir nicht sonderlich viel von ihm hielten, und das ärgerte ihn. Er zupfte mich am Ärmel.

„Glauben mir nicht, was? Aber ich werde es Ihnen beweisen, ich, George Cramer.“

Er griff in die Seitentasche seines Smokings und brachte ein zusammengeknülltes Stück Seidenpapier zum Vorschein. Mit einiger Mühe fingerte er es auseinander, breitete es auf seiner flachen Hand aus und hielt es mir unter die Nase.

Ich unterdrückte mühsam einen Pfiff. In Mister Cramers schlichter Bürgerhand lagen vier Goldstücke, zwei englische Sovereigns, zwei französische 20-Franc-Stücke.

„Wissen Sie, was die wert sind?“ fragte er. „Runde zehn Dollar je Stück, und wissen Sie, zu welchem Kurs ich sie gekauft habe? Sieben Dollar. Drei Dollar Reinverdienst. Achttausend Dollar bringt mein Laden in Bewores. Dafür kaufe ich über elfhundert Goldstücke, die ich in die Staaten bringe, wo ich elftausend Dollar dafür bekomme. Für die elftausend Dollar bekomme ich...“ Er rechnete krampfhaft, aber er war nicht klar genug im Kopf, um es herauszubekommen.

Sie können sich denken, wie wach ich geworden war, als ich die Münzen in seiner Hand sah. Selbstverständlich konnte ich nicht wissen, ob es Münzen von der Sorte waren, wie wir sie suchten, aber der niedrige Preis sprach dafür. Ich mußte unbedingt erfahren, woher Cramer die Stücke hatte.

„In der Tat,“ sagte ich, „das ist ein Geschäft, sogar ein verdammt gutes Geschäft. Mr. Cramer, Sie scheinen eine vorzügliche Nase zu haben.“

Er glänzte wie ein Sonnenaufgang.

„Habe ich, und das wissen alle meine Freunde. Schon damals, als die Bohnen teurer wurden, sagte ich...“ Er folgte eine lange und äußerst uninteressante Geschichte über die Geschicklichkeit, mit der George Cramer kurz vor einer Preiserhöhung sich mit billigen Bohnenkonserven eingedeckt hatte, aber ich hörte dem Schwätzer zu, als erzählte er die interessanteste Story der Welt. Über einen weiten Umweg kam Mr. Cramer auf das Gold in seiner Hand zurück.

„Denken Sie nicht, ich ließe mich anschmieren, und man könnte mir poliertes Messing in die Hand drücken. Ein Juwelier untersuchte die Stücke, bevor ich einen Cent herausrückte, und ich bestimmte den Juwelier.“

„Beteiligen Sie uns an dem Geschäft,“ sagte ich. „Ich habe eine Menge Dollar flüssig, und ich steige groß ein. Sie erhalten eine gute Provision, von der Sie gleich selbst Münzen kaufen können. Damit Sie sehen, wie ernst ich es meine, nehme ich Ihnen die Stücke in Ihrer Hand gleich für vierzig Dollar ab.“

Ich glaube, das war Mr. Cramers, des kleinen Ladenbesitzers aus Bewores, USA, größte Stunde. Er fühlte sich inmitten einer großen Finanztransaktion internationalen Formates. Wir zahlten, und dann tauschten wir unsere Adressen. George Cramer wohnte in einem Touristenhotel. Er war mit einer Reisegesellschaft nach Brasilien gekommen. Er versprach, uns morgen zu dem Mann zu bringen, der Goldstücke zu sieben Dollar liefern konnte.

Wir schickten die Stücke noch am gleichen Abend an das amerikanische Konsulat in Rio mit dem Stichwort *Dollar*. Wir wußten, daß Mr. High eine Benachrichtigung sämtlicher diplomatischen Vertretungen der Staaten in Brasilien veranlaßt hatte, Sendungen mit dem Stichwort *Dollar* sofort an das FBI-Hauptquartier New York als unkontrollierte Kurierpost weiterzuleiten. So würden die Münzen in spätestens achtundvierzig Stunden in den Händen von Professor Stilman zur Untersuchung sein.

„Das ist doch Unsinn,“ sagte Phil, während wir durch die Nacht bummelten, um den Umschlag mit den Goldstücken in den Briefkasten des Konsulates zu werfen. „Vier Stück zu sieben Dollar gleich achtundzwanzig Dollar. Das ist doch kein Geschäft.“

„Das ist das beste Geschäft,“ antwortete ich. „Du weißt, wie Touristen sind. Sie wollen die günstigste Gelegenheit wahrnehmen. Warum sonst schmuggelten sie Kaffee halbpfundweise? Ich wette, die Burschen, die diese falschen Dinger hersteilen, haben eine Organisation von Straßenhändlern aufgezogen, die mit verschämtem Flüstern das Zeug den Touristen anbieten. Die Touristen glauben an die *gute Gelegenheit*. George Cramer ist der beste Beweis. Sie kaufen, und für die Verteiler ist das Risiko gering. Wenn sie versuchten, die Münzen in großem Stil abzusetzen, riskieren sie schärfere Prüfungen. Ein einfacher Juwelier kann die Fälschung nicht feststellen, ohne das Stück zu zerschmelzen. Außerdem hat der kaufende Tourist selbst das Gefühl, eine kleine Ungesetzlichkeit begangen zu haben. Er wird

die Stücke sorgfältig hüten.—Am Centigramm Kokain oder Morphinum werden auch nur zwei bis höchstens fünf Dollar verdient, und doch ist es ein Bombengeschäft.“

Unser Programm für den nächsten Tag war ziemlich umfangreich. Mister Cramer stand darauf und die drei Graveure, die sich nach Brasilien hatten verpflichten lassen und regelmäßig Geld und Briefe an ihre Familien schickten.

Wir fingen mit Cramer an. Der Portier in seinem Hotel telefonierte hinauf, aber George Cramer lag noch im Bett.

„Wecken Sie ihn,“ sagte ich, „und richten Sie ihm aus, die beiden Amerikaner wären da, mit denen er sich gestern verabredet hätte.“

Wir mußten eine gute halbe Stunde im Foyer warten, bis der Mann aus Bewores erschien. Er war nicht annähernd so gutgelaunt wie gestern. Wahrscheinlich brummte ihm noch der Kopf.

„Nett, Sie zu sehen,“ lächelte er süßsauer. „Richtig, wir wollten uns ja heute um die Goldstücke kümmern, aber eigentlich hatte ich anderes vor.“

„Wann reisen Sie in die Staaten zurück?“ fragte ich.

„Übermorgen, und ich muß noch eine Menge besichtigen. Wirklich, ich habe heute wenig Zeit für die Beschaffung von Goldstücken.“

Ich ahnte schon, wie der Hase lief. Natürlich hatte Cramer nicht die geringste Absicht, seine pralerischen Worte der vergangenen Nacht in die Tat umzusetzen, und die Münzen mochte er von einem Burschen an irgendeiner Ecke gekauft haben, und jetzt war es ihm peinlich, daß er nicht sagen konnte, wie es geschehen war. Ich entschloß mich, mit meinem Landsmann nicht viel Federlesens zu machen.

„Setzen Sie sich, Mr. Cramer,“ forderte ich ihn freundlich auf, wechselte den Ton und fügte hinzu: „Damit Sie nicht umfallen.“ Er sank in den hingeschobenen Sessel und blickte uns mißtrauisch an.

„Wir sind Beamte des FBI,“ fuhr ich fort, und Mr. Cramer wurde sehr blaß. Er öffnete den Mund, aber ich hob die Hand.

„Sie brauchen uns nicht zu versichern, daß Sie nichts verbochen haben. Wir wissen so, daß Sie ein ehrenwerter Mann mit einer leichten Schwäche für das Nachtleben sind. Wir sind hinter den Verkäufern der Goldstücke her. Der Grund geht Sie nichts an. Nehmen Sie an, es handle sich um eine große Diebstahlsache, und in diesem Zusammenhang dürfen Sie sich einige Gedanken darüber machen, ob Sie gegen die Gesetze über die Hehlerei verstoßen haben. Ihre beiden letzten Tage in Brasilien aber werden Sie freundlicherweise uns zur Verfügung stellen.— Von wem haben Sie die Münzen gekauft?“ Cramer dachte nicht an Widerstand.

„Von einem Brasilianer. Er trug einen weißen Anzug und sah aus — ja, wie eben die Burschen hier aussehen. Dunkle Haut, Pomadenhaare, ein schwarzes Schnurrbärtchen.“

„Wo war das?“

„Im Stadtzentrum. Auf der großen Einkaufsstraße. Er sprach mich an. Er konnte gut Englisch.“

„Sie würden ihn wiedererkennen?“

„Natürlich. Er ging doch mit mir zu dem Juwelier. Es schien ein ganz legales Geschäft. Er sagte, er brauche Geld. Die Münzen wären Familienbesitz. Der Juwe-

lier bot sogar acht Dollar, aber der Brasilianer sagte, er wäre ein Ehrenmann. Er habe sie mir für sieben angeboten, und dabei bliebe es.“

Ich sah Phil grinsen. Cramers Bewunderung für die Ehrenhaftigkeit brasilianischer Goldverkäufer konnte ein Lächeln entlocken. So viel Dummheit verdiente Bestrafung.

„Mr. Cramer,“ sagte ich im Dienstton, „Sie werden mit meinem Kollegen die Gegend abpatrouillieren, in der Sie die Münzen gekauft haben. Sollte Ihnen der Mann begegnen, machen Sie meinen Kollegen unauffällig darauf aufmerksam. Wir müssen uns vorbehalten, daß Sie Ihre Abreise von Rio eventuell hinausschieben.“

Er begann zu jammern: „Aber meine Frau, mein Geschäft! Ich kann doch nicht...“

„Ist Ihnen eine Anzeige wegen Hehlerei lieber?“ fragte ich mit gerunzelten Brauen. Er sank in sich zusammen.

„Vielleicht frühstücken Sie erst,“ meinte Phil gnädig. „Es ist anstrengend, bei der Sonne auf der Straße herumzulaufen.“

Wir ließen Mr. Cramer sitzen und verständigten uns in einer ruhigen Ecke.

„Wenn wir mit seiner Hilfe den Mann finden, haben wir vielleicht den Anfang des Fadens in der Hand. Versuche du es! Ich kümmere mich unterdessen um die Graveure.“

Phil nickte nur.

In Bowers Aufzeichnungen hatten wir alle Adressen gefunden, die wir brauchten. Ich hatte sie mir auf einen kleinen Zettel notiert und beschloß, mit Lyonei Redborn den Anfang zu machen. Durch eine Agentur in New York war der Mann an eine große Druckerei in Rio vermittelt worden. Wir besaßen eine Abschrift des Arbeitsvertrages. Das Geld erhielt seine Familie durch die Post, und der Absender auf seinen Briefen lautete: Calle Dom Pedro 16.

Ich ging zunächst zur Druckerei. Es war ein großes Unternehmen. Ich fand rasch einen Mann, der Englisch sprach. Er brachte mich zum Personalchef und dolmetschte.

Zunächst konnte man sich an Lyonei Redborn nicht erinnern, aber dann fiel es ihnen ein.

Daraufhin klärte sich die Geschichte sehr rasch. Die ganze Angelegenheit hatte durchaus ihre Richtigkeit. Redborn war von der Druckerei engagiert worden, hatte einen ordentlichen Arbeitsvertrag erhalten und hatte ungefähr vierzehn Tage in dem Unternehmen gearbeitet. Dann war er eines Morgens nicht erschienen.

„Wir kümmerten uns um ihn,“ erklärte der Personalchef. „Er wohnte damals noch in einem Hotel, da wir keine Wohnung für ihn bekommen konnten. Der Portier sagte, er habe sein Gepäck holen und ausrichten lassen, er reise ab. Seine Rechnung sei bezahlt worden. Wir meldeten den Vorfall der Polizei, erhielten aber drei Tage später einen Brief von ihm, in dem er schrieb, die Arbeit gefiele ihm nicht, und er würde nach Amerika zurückgehen. Wir gaben der Polizei von diesem Brief Kenntnis, und sie stellte daraufhin sicherlich ihre Nachforschungen ein.“

„War der Brief in den Staaten aufgegeben?“

„Darauf kann ich mich beim besten Willen nicht besinnen, aber ich glaube nicht.“ Der Personalchef lächelte und ließ mir durch den Dolmetscher mitteilen, es sei nichts Außergewöhnliches, daß Landsleute von mir dem Zauber des Landes erlügen und Weib und Kind in den Vereinigten Staaten schon mal vergäßen.

„Mag sein,“ antwortete ich, „aber Lyonei Redborn sendet regelmäßig Geld an seine Familie und schreibt Briefe, aus denen hervorgeht, daß er immer noch bei Ihnen beschäftigt ist.“

Der Brasilianer zuckte die Schultern.

„Ich versichere Ihnen, er hat bei uns nur eine vierzehntägige Gastrolle gegeben.“

„Seine Adresse lautet Calle Dom Pedro.“

Der Personalchef und der Dolmetscher sahen sich an.

„Ich glaube nicht,“ sagte der Dolmetscher, „daß ein Amerikaner Quartier in der Calle Dom Pedro bezieht. Nicht einmal ein Brasilianer, der etwas auf sich hält, wohnt dort. Die Straße liegt in den Slums von Rio. Nur Neger, Indianer und Mischlinge wohnen dort Leute letzter Klasse.“

Ich dankte für die Auskunft.

Der nächste Name auf meinem Zettel war der von Fedor Kaspers.

Die Vorgeschichte seines Engagements für Rio lag ähnlich, nur daß in diesem Falle die Verhandlung persönlich zwischen dem Abgesandten der Brasilianischen Staatsdruckerei und dem Graveur geführt worden waren. Ich ließ mich zur Staatsdruckerei fahren.

Nach einer Stunde Unterhaltung mit verschiedenen Leuten stand eines fest: In der Staatsdruckerei war noch nie ein US-Bürger beschäftigt gewesen, und niemand dort kannte den Namen Kaspers. Seine Adresse in Rio lautete Bragueros 38, und ich erntete bei den Herren der Staatsdruckerei beim Nennen dieser Anschrift das gleiche Augenbrauenhochziehen wie bei dem Personalchef und seinem Dolmetscher. Calle Dom Pedro und Bragueros waren zwei Straßen im gleichen Viertel, die ein anständiger Mensch möglichst nicht betrat.

Ich halte mich zwar auch für einen anständigen Menschen, aber außerdem bin ich ein G-man, der berufsmäßig vor dunklen Straßen keine Hemmungen haben darf. Ich suchte mir einen Taxichauffeur, der ein leidliches Englisch sprach, und nannte ihm die Adressen, zu denen ich gefahren zu werden wünschte.

„Bedaure, Sir,“ antwortete er. „Dort fahre ich nicht hin.“

„Doppelte Taxe,“ sagte ich, und da fuhr er.

Jede Großstadt hat ihre Slums. In New York sind die Straßen dunkel von den Schatten der hohen, düsteren Mietskaserne, in London verdunkelt sie der Rauch der nahen Fabriken. In Rio sind selbst die Slumsstraßen in helles Licht getaucht. Dafür sind sie nicht einmal gepflastert. Was an Häusern links und rechts aufgebaut war, das verdiente bestenfalls den Namen Hütte. Von Wellblech über Lehm bis zum Ziegelstein fand man jedes Baumaterial, und bei den Menschen, die überall im Schatten der Häuser lagen, standen, hockten, war jede Hautfarbe von Schwarz über Rot bis zum gelblichen Weiß vertreten. Auch der Kleidung fehlte es nicht an Phantasie. Gemeinsam waren nur die großen Strohhüte, die praktisch alle Männer trugen.

Die Calle Dom Pedro fand mein Chauffeur noch. Er beugte sich aus dem Fenster und brüllte einigen Kerlen seine Frage nach Nummer 16 zu. Ein Arm hob sich gelangweilt. Ein Finger zeigte träge auf eine Wellblechhütte, wir stoppten davor.

Sofort wurde unser Wagen von einem Schwarm Lausejungen umringt, deren schmutzige Hände trotz allen Geschimpfes des Chauffeurs Hunderte von Spuren auf dem Lack hinterließen.

„Los, gehen wir rein,“ sagte ich.

Der Taxifahrer schüttelte den Kopf. „Unmöglich, Sir. Wenn ich den Wagen nur zwei Minuten aus den Augen lasse, haben sie mir sämtliche Räder abmontiert.“

Ich sah das ein.

„Geh hinein und hole irgendwen heraus! Ich warte hier.“

Er nickte, stieg aus, bahnte sich mühsam seinen Weg durch die kreischenden Gassenjungen und verschwand hinter der windschiefen Tür der Wellblechhütte.

Es dauerte eine Weile, bis er wieder zum Vorschein kam. Gewissermaßen trieb er einen kleinen, verhutzelten Mann vor sich her, der ein Neger mit indianischem Einschlag zu sein schien. Seine Haare waren glatt und grau, aber seine Haut war von einem tiefen Ocker, und er besaß die großen Tieraugen der Neger.

„Das ist der Besitzer der Hütte,“ erklärte der Fahrer. „Er sagt, er wohnt allein hier.“

„Frage ihn, ob ein Weißer bei ihm gewohnt hat, ein Amerikaner, der Lyonei Redborn heißt!“

Sie palaverten miteinander, aber ich sah es schon am Kopfschütteln des Alten, daß er nichts von einem weißen Mann wissen wollte. Ich ließ meinen Chauffeur fragen, ob der Neger Briefe erhielt, die er an irgendwen weitergab, und zur besseren Erklärung zog ich ein Kuvert aus der Tasche und zeigte es. Er schüttelte wieder den Kopf, und doch, er zögerte, bevor er verneinte, und es war dem Ausdruck seiner Augen anzusehen, daß er jetzt fürchtete, in Schwierigkeiten zu kommen. Mit einem Wort, er log.

Ich überlegte, wieviel Sinn es hatte, ihn zur Wahrheit zu zwingen, aber wir standen noch am Anfang unserer Nachforschungen, und ich konnte nicht übersehen, wieviel ich vielleicht verdarb, wenn ich jetzt zu starkes Interesse bekundete.

„Steig ein!“ befahl ich dem Chauffeur. „Wir fahren zu Bragueros 38.“

Es war ein paar Straßenecken weiter, nur handelte es sich hier bei dem Hausbesitzer um einen schiefäugigen Mestizen, der renitenter war als der alte Neger. Er begnügte sich nicht damit, nur den Kopf auf meine Fragen zu schütteln, sondern ließ Kaskaden von Sätzen auf uns niederprasseln, die, nach der Lautstärke zu urteilen, aus Beschimpfungen zu bestehen schienen. Der Schwarm der zerlumpten Gassenkinder war uns aus der Calle Dom Pedro gefolgt, und jetzt sammelte sich auch ein Haufen der erwachsenen Nichtstuer um unseren Wagen.

„Besser, wir fahren,“ wandte sich mein Chauffeur an mich.

„Was sagt er?“ fragte ich und zeigte auf den Mestizen.

In diesem Augenblick löste sich aus der Gruppe der Männer ein breitschultriger Bursche von dunkelbrauner Hautfarbe und einer Habichtsnase, die ihm über das Kinn zu reichen schien, schob den Hut in den Nacken und baute sich vor mir auf.

„Kann Ihnen helfen, Señor,“ sagte er in einem grauenvollen Englisch. „Kenne Mann, den Sie suchen.“

„Okay, haben Sie eine Ahnung, wo ich ihn finden kann?“

Die Habichtsnase grinste mich an. Das Grinsen bedeutete: Erst Geld, dann Ware.

Ich griff in die Tasche und brachte eine Hand voll Dollarstücke zum Vorschein. Der Warnungsruf meines Chauffeurs: „Tun Sie es nicht!“ kam zu spät.

Der Bursche schlug mir blitzschnell unter die Hand, daß meine Dollarstücke durch die Luft flogen. Um das zu verhindern, war ich zu überrascht, aber sonst reagierte ich befriedigend. Bevor noch die erste Münze auf der Erde gelandet war,

lag er schon darauf. Ich hatte sein Kinn trotz der langen Nase genau getroffen, und als er fiel, nahm er zwei seiner Genossen mit, die sich auf das Geld stürzen wollten.

Ich dachte, es würde losgehen, aber zunächst waren sie damit beschäftigt, sich um die Münzen zu raufen, und als keiner mich angriff, wollte ich dazwischenfahren, um sie von meinem Geld zu vertreiben, aber mein Chauffeur zerrte mich verzeifelt am Ärmel.

„Schnell, Sir,“ flehte er. „Sie haben Messer!“

Na schön. Einen Messerstich zu riskieren, nur wegen ein paar lumpiger Dollar, die im Gesamtbudget der Vereinigten Staaten nicht ins Gewicht fielen, das war wirklich nicht drin. Ich hüpfte ins Auto, der Fahrer gab Gas und brauste ab. Vor dem Kühler spritzten die Slumsbewohner auseinander wie ein Volk Hühner. Wilde Flüche rollten hinter uns her, und ein paar Steine knallten gegen das Blech der Karosserie.

Ich ließ mich zum Hotel fahren und rechnete mit meinem Chauffeur ab. Er verlangte, daß ich jeden Kratzer an seiner Karre mit Dollar bepflasterte, und erst als ich ihm bedeutete, er würde sich sein Gesicht verpflastern müssen, wenn er in seinen Forderungen nicht anständiger wäre, ging er herunter, und wir wurden uns einig.

Phil war nicht im Hotel. Ich ging auf mein verdunkeltes Zimmer und legte mich bequem auf die Couch. Der Zimmerkellner brachte mir etwas Eisgekühltes, und ich dachte ein wenig nach.

Klar, daß mit den beiden Graveuren Redborn und Kaspers irgend etwas faul war. Stanley Bochs Fall konnte ich nicht nachprüfen, denn sein Vertrag lautete auf Sao Paulo, aber die Sache würde wohl ähnlich liegen.

Daß die drei Männer selbst die Herstellung und den Vertrieb der Falschgoldmünzen aufgezogen hatten, war unwahrscheinlich. Ich kannte ihre Lebensläufe, aber es war denkbar, daß sie sich für einen dunklen Zweck hatten anheuern lassen. Selbst ein sonst braver Familienvater konnte auf den Gedanken kommen, im Ausland verbotene Dinge zu tun, wenn damit eine Menge Geld zu machen war. In der Heimat würde ja niemand davon erfahren, und man konnte eines Tages mit einem Sack voll Geld heimkehren und den geachteten Mann spielen.

Die Handhabung der Deckadresse war klar. Die Briefe erhielt der Neger, beziehungsweise der Mestize, und gab sie an irgendwen weiter, der sie seinerseits, vielleicht noch durch ein paar Zwischenmänner, den Amerikanern zustellte. Wenn es uns geraten schien, konnten wir auch über diesen Weg versuchen, an den geheimnisvollen Goldfabrikanten heranzukommen. Erst wollte ich einmal abwarten, was Phil von seinem Spaziergang mit Mr. Gramer heimbrachte.

Er kam am späten Nachmittag und warf sich schnaufend in einen Sessel.

„Ein Vergnügen eigener Art, bei dieser Hitze durch die Straßen zu schlendern,“ stöhnte er. „Der Asphalt kocht.“

„Wenigstens Erfolg gehabt?“

„Das ist in Ordnung. Mr. Cramer kann übermorgen mit seiner Reisegesellschaft abfahren. Wir haben den Burschen gefunden. Ich beobachtete ihn sogar dabei, wie er einem Amerikaner etwas anbot, wahrscheinlich wieder Münzen. Ich sprach auch mit dem Juwelier, der die Stücke untersucht hat. Er sagte, der Junge käme oft mit Kunden zu ihm. Er schien nichts dabei zu finden. Offenbar findet man sol-

che Geschäfte ganz in Ordnung. Der Verkäufer treibt sich jeden Tag bei abflauernder Hitze dort herum.“

Ich unterrichtete Phil von dem Ergebnis meiner Bemühungen und schlug dann vor:

„Wir beobachten den Verkäufer, bis wir Nachricht aus New York haben, ob es sich wirklich um Münzen der gesuchten Art handelt. Dann machen wir uns an ihn herein und versuchen herauszuquetschen, woher er sie hat.“

Ich ließ mir eine Verbindung mit Mr. Seebold vom amerikanischen Konsulat geben. Er war der Sachbearbeiter für Sonderaufträge. Im Grunde fungierte er nur als eine Art Briefträger und wußte weder unsere Namen, noch die Art unseres Auftrages, Er reagierte lediglich auf vorher mit Washington vereinbarte Stichworte.

Als ich ihn an der Strippe hatte, warf ich ihm das Stichwort *Dollar* an den Kopf.

„Wir erwarten eine Nachricht aus Washington, Mr. Seebold,“ unterrichtete ich ihn. „Sobald sie vorliegen, geben Sie sie bitte an das Hotel Americano, Zimmer 433, weiter. Danke.“

Die Nachricht lag am anderen Nachmittag vor, als wir gerade von unseren Zimmern kamen, um in die Stadt zu gehen und uns den Verkäufer anzusehen. Der Portier überreichte uns den neutralen Umschlag, der unsere Zimmernummer trug, nichts weiter.

Innen fanden wir ein Telegramm mit dem Text:

„Gesandte Münzen bestehen aus gesuchtem Material.“

„Fein,“ freute ich mich, „so verlieren wir keine Zeit und können den Herrn aufsuchen, der sie verkauft.“

Wir fuhren in die Stadt. Die Straße, in der Mr. Cramer sein gutes Geschäft getätigt, und in der er auch Phil den Partner dieses ausgezeichneten Kaufes gezeigt hatte, nannte sich Avenida Sao Fernando und war eine Einkaufsstraße, besonders gespickt mit Antiquitäten- und Schmuckläden, und daher ein großer Anziehungspunkt für die Fremden.

Wir bummelten, besahen uns die Schaufenster und benahmen uns vorschriftsmäßig. Jedenfalls rochen wir meilenweit nach Ausländern und Touristen.

Nach einer halben Stunde berührte Phil meinen Arm.

„Drüben auf der anderen Straßenseite, ist er. Der schmale Bursche in der gelben Jacke.“

Ich warf einen raschen Blick hinüber. Ungefähr so hatte ich ihn mir vorgestellt. Ein geschneigelter Tangojüngling mit olivfarbener Haut, kleinem Schnurrbärtchen, dunklen Augen. Er war ungeheuer farbenfroh gekleidet. Zur gelben Jacke trug er ein blaues Hemd, hellen Schlips, hellgraue Hosen und einen weißen Panama auf dem Schädel.

Wir gingen langsam weiter, überquerten einige fünfzig Yard weiter oben die Straße und schlenderten dann gemächlich zurück.

„Willst du ihn ansprechen?“ fragte Phil.

„Werden wir wohl müssen,“ antwortete ich.

Als wir ihn wieder zu Gesicht bekamen, lehnte er an einem Laternenpfahl und zündete sich eine dieser dicken Zigarren an, die sie hier zu rauchen pflegen. Der schwarze Strunk nahm sich seltsam fremd aus in seinem schmalen Gesicht.

Ich machte eine kleine Wendung, um ihn anzusteuern. Im gleichen Augenblick hob er den Kopf, sein Blick traf uns. Er musterte uns sorgfältig von Kopf bis Fuß,

schien uns für geeignet zu halten, löste sich von seiner Laterne und kam auf uns zu.

„Good afternoon, gentlemen,“ sprach er uns höflich an und rückte an seinem Panama. „Haben Sie Interesse an einem guten Geschäft?“

Sein Englisch war ziemlich korrekt und hörte sich an, als habe er es in einem Kursus für Korrespondenten gelernt.

„Amerikaner haben immer Interesse an guten Geschäften,“ grinste ich ihn an.

„Ich habe einige Goldmünzen,“ begann er sofort seinen Speech. „Eererbtes Gut, noch von meinem Großvater. Leider geht es mir nicht gut. Ich bin gezwungen, sie zu verkaufen. Ich habe sie schon einem Juwelier angeboten, aber unsere Geschäftsleute sind Halsabschneider. Er wollte nur 20 Cruzeiros geben. Sie haben Dollar. Geben Sie mir acht Dollar, und ich bin zufrieden.“

„Zeigen Sie mal her!“ forderte ich ihn auf. „Wieviel sind es?“

„Nur fünf.“

Es schien zu seinen Geschäftspraktiken zu gehören, nie mehr als vier oder fünf Stück auf einmal anzubieten, und er handelte recht geschickt dabei, denn die Touristen können selten mehr als vierzig bis fünfzig Dollar erübrigen. Außerdem würden die meisten vor der Aufwendung einer größeren Summe immer in der Furcht, dabei betrogen zu werden, zurückschrecken.

Er drückte mir mit einer Taschenspielerbewegurig ein Seidenpapier in die Hand. Ich wickelte es auseinander.

„Nicht so auffällig, Señor,“ flüsterte er unterdessen und warf scheue Blicke in die Runde.

Ich störte mich nicht daran. Ich prüfte die Stücke ungeniert, biß darauf herum, kratzte mit dem Fingernagel, ließ sie aufs Pflaster klingeln, und dann grinste ich ihn an:

„Sie haben Pech, mein Lieber. Mein Freund und ich, wir haben in New York eine Agentur für Edelsteine und Gold. Wir verstehen etwas davon. Die Dinger sind falsch.“

Er wurde ganz blaß unter seiner Olivhaut.

„Unmöglich, Senor,“ beteuerte er und legte seine Hand aufs Herz. „Ich sagte Ihnen doch sie stammen aus dem Erbe meines Vaters. Er war ein ehrenwerter Mann. Sie werden sein Andenken nicht beleidigen.“

So, jetzt ging ich in die Rolle des Wütenden über.

„Shut up, du Lump,“ schnauzte ich ihn an. „Ich kenne deinen Trick. Du nimmst harmlose Touristen aus, die von dem Zeug hier nichts verstehen, aber ich werde dir dein Handwerk legen. Wir Amerikaner haben schließlich noch so etwas wie einen Gemeinschaftssinn. Du gehst jetzt mit uns zur nächsten Polizeistation.“

Phil hatte sich während des Gespräches hinter seinen Rücken geschoben. Der Bursche war eine schwächliche Ausgabe, und wenn wir uns mit ihm befaßten, blieb nicht viel von ihm unbeschädigt.

Das wußte er, und wenn er sich weigerte, würden wir ihn am Kragen zur Polizei schleifen. Er versuchte es noch einmal mit Beteuerungen.

„Sie irren sich,“ flehte er. „Bitte, gehen wir zum nächsten Juwelier. Er wird Ihnen bestätigen, daß die Münzen echt sind.“

„Quatsch, die Burschen stecken alle mit dir unter einer Decke, und du zahlst ihnen Provision. Los, komm!“

Ich packte ihn grob am Ärmel, zog ihn herum. Phil nahm seine andere Flanke. Widerstandslos marschierte er zehn Schritte mit, aber dann blieb er stehen.

„Bringen Sie mich nicht zur Polizei, Señor!“ bat er. „Ich gebe zu, die Stücke sind nicht von meinem Vater, aber ich schwöre Ihnen, ich hatte keine Ahnung, daß sie falsch sind.“

Das war ungefähr die Reaktion, mit der ich gerechnet hatte. Ich bohrte ihm einen Blick in seine dunklen Augen.

„Wirklich?“ fragte ich.

Er witterte Mitleid und sprudelte los:

„Auf Ehre und Gewissen! Ich schwöre, bei allem, was Sie wünschen. Ich glaubte immer, die Münzen seien echt. Ich bin schon mit vielen Ihrer Landsleute zu Juwelieren gegangen, wahrhaftig zu Juwelieren, die nicht von mir bestochen sind, und immer haben sie bestätigt, daß es sich um echtes, gutes Gold handelt.“

„Und das verkaufst du für acht oder gar sieben Dollar, wo sie zehn und mehr wert sind?“

Er senkte seinen Pomadenschädel.

„Ich dachte, sie seien gestohlen.“

Phil und ich verständigten uns mit einem Blick. Ich zog eines der Goldstücke aus der Tasche und spielte damit.

„Sie sind gut nachgemacht,“ sagte ich wie nachdenklich. „Einen Dummkopf könnte man damit täuschen, obwohl ich dir die Geschichte mit den Juwelieren nicht abkaufe.—Hör zu, wieviel kannst du davon beschaffen?“

Seine Untergangsstimmung schlug um. Er lachte mich an und zeigte dabei ein paar Goldplomben.

„Amerikaner haben immer Interesse an guten Geschäften,“ sagte er. „Ich verstehe.“

„Nichts verstehst du,“ antwortete und lachte dabei. „Wie heißt du?“

„Juan Pompenos, Señor.“

„Okay, Juan, wieviel von den Dingen kannst du besorgen?“

Seine dunklen Augen wieselten an mir herauf. Er schätzte meine Zahlungsfähigkeit ab.

„Dreißig...“ sagte er zögernd.

Ich lachte. „Dreißig! Das ist ein Geschäft für Kleinhändler. Dreihundert, das ist interessanter.“

Er zögerte noch. „Ich habe nur dreißig Stück im Augenblick. Wenn ich mehr beschaffen soll, dauert es einen Tag.“

„In Ordnung, rück die dreißig heraus. Sechs Dollar das Stück.“

Er fing ein großes Geschrei an, aber ich blieb bei sechs Dollar fest. Schließlich willigte er ein, aber es stellte sich heraus, daß er die dreißig in seiner Wohnung hatte. Er versprach zurückzukommen und wollte ein Treffen in einem Café mit uns vereinbaren, aber ich winkte einem Taxi, nötigte ihn hinein und bestimmte:

„Sage dem Chauffeur, wo du wohnst! Wir fahren gleich mit.“

Es schien ihm nicht zu gefallen, aber er gehorchte.

Er wohnte reichlich weit draußen. Es war ein kleines weißes Miethaus, und er besaß darin eine Mansarde, die er einem der Einwohner abgemietet hatte. Seine Bude war reichlich dreckig und durcheinander, und ich wettete heimlich mit mir, daß seine Unterwäsche nicht annähernd so tadellos war wie sein gelbes Jackett.

Er brachte die dreißig Goldstücke aus einer Schublade zum Vorschein. Ich steckte sie ein, legte dann eine Hand an seinen feinen Schlips und zog ihn zu mir heran.

„Abrechnen werden wir morgen miteinander, wenn du die versprochenen Dreihundert bringst.“

Sein Gesicht verfärbte sich zum zweitenmal am heutigen Tage. Aber dann brach es aus ihm heraus. Er schrie, wir wollten ihn betrügen, und wir wären dreckige amerikanische Gangster und Spitzbuben. Sein Englisch verhaspelte sich in der Wut, und er tobte in seiner Muttersprache weiter.

Ich hielt ihn noch richtig und schüttelte ihn sanft so lange, bis er den Mund hielt.

„Wir denken nicht daran, dich zu betrügen, lieber Juan,“ sagte ich freundlich. „Ich fürchte nur, du wirst nicht kommen, wenn wir dich bezahlen. So, ohne das Geld für die dreißig Münzen, wirst du Wort halten. Das ist alles. Wir wohnen im Hotel *Americano*. Wir erwarten dich morgen mittag.“

Damit ließ ich ihn stehen, und wir verließen seine Behausung. Phil sah mich auf der Straße fragend an.

„Er kommt,“ lachte ich. „Dreißig Stück zu je fünf Dollar, die er dafür bezahlen muß, macht einhundertfünfzig Dollar. Das ist eine Heidensumme für den Burschen. Du hast sein Zimmer gesehen. Er lebt von der Hand in den Mund, darüber täuscht auch sein farbenprächtiger Aufzug nicht hinweg. Er wird mit den dreihundert Stücken ankommen, und dann werden wir über ihn wenigstens zunächst an einen der Großverteiler geraten können.“

Ich fand, dafür daß wir erst ein paar Tage in Rio waren, hatte die Kontaktaufnahme schon gut geklappt. Noch wohler wäre mir gewesen, wenn ich etwas über Bowers Schicksal hätte erfahren können, aber es bestand die große Gefahr, daß Bower bei der Suche nach den Goldmünzenherstellern aufgefallen war, und daß wir nicht eher etwas über ihn erfahren konnten, bevor wir nicht die Bande stellen.

Wir saßen am nächsten Mittag im Hotel und warteten. Wir hatten unseren Platz in der Halle so gewählt, daß wir den Eingang im Auge behielten.

Es wurde zwei Uhr, ohne daß die gelbe Jacke auf getaucht wäre. Phil warf mir einen beunruhigenden Blick zu. Ich rieb mir den Nacken.

Eine Viertelstunde später blitzte es im Eingang. Der gelbe Juan stand dort und sah sich suchend nach uns um. Ich winkte ihm. Er kam hastig herbei.

Er sah nicht gut aus. Er zappelte in dem Sessel, den ich ihm anwies, wie ein Fisch auf dem Trockenen.

„Senor, ich habe die dreihundert nicht,“ hastete er. „Ich kann sie auch nicht besorgen. Bitte, bezahlen Sie die fünfunddreißig Stück, die Sie genommen haben, und lassen Sie uns unsere Geschäftsverbindung als erledigt betrachten.“

„Schade, Juan,“ antwortete ich langsam. „Ich fand die Angelegenheit auch für dich interessant, und ich glaube dir nicht recht. Du machst doch laufend diese Geschäfte. Ich wette, es sind in den letzten Monaten mehr als nur dreihundert Münzen durch deine Hände gegangen. Du müßtest also auch dreihundert auf einmal besorgen können.“ Er antwortete nicht auf die Frage. „Ich bin mit fünf Dollar zufrieden, Senor,“ sagte er. „So viel muß ich selbst dafür geben, glauben Sie mir.“

„Dreihundert, dann zahle ich sogar sechs, vielleicht auch sieben.“

„Es tut mir leid, Senor. Bitte, geben Sie mir die Münzen zurück, wenn Sie nicht fünf Dollar dafür bezahlen wollen.“

„Ich bezahle sieben, aber nur für mindestens dreihundert.“

Er fuhr sich mit einer verzweifelten Bewegung durch die Haare und rief mit dem ganzen Temperament des Südländers verzweifelt:

„Aber er will nicht, daß ich an Sie verkaufe!“

„Wer will das nicht?“ fragte ich schnell.

Er merkte, daß er sich versprochen hatte und wollte Ausflüchte machen, aber ich nagelte ihn fest.

„Wenn du das Geschäft nicht machen kannst, dann bring uns zu deinem Großhändler. Auf eine Provision soll es uns dabei nicht ankommen.“

Er schien geradezu entsetzt zu sein. Er wehrte mit beiden Händen ab.

Ich erspare Ihnen den Rest der Verhandlung. Sie dauerte zwei Stunden. Dann hatten wir ihn weich, aber er kapitulierte erst, als ich ihm auseinandersetzte, daß wir von hier aus gleich zur Polizei gingen, und daß es für uns eine Kleinigkeit sein würde, seine eventuellen Erzählungen über gemeinsame Geschäfte für leeres Gerede zu erklären.

„Senor Lechero ist mein Händler,“ gestand er. „Vas Cuanto 139.“

„In Ordnung, verhandeln wir jetzt mit Senor Lechero direkt.“

Er fuhr hoch.

„Unmöglich, Senor. Völlig unmöglich.“

„Warum?“

Er wand sich, aber dann war er wohl mit seiner Nervenkraft restlos am Ende. Er gestand.

„Ich habe gleich gestern, nachdem Sie fort waren, Lechero angerufen und ihm gesagt, daß zwei Americanos dreihundert Münzen von mir kaufen wollten. Er sagte, ich sei ein Idiot, und ob ich nicht wüßte, daß es verboten sei, mehr als fünf Münzen an einen einzelnen Mann abzugeben. Ich gestand ihm, daß Sie meine dreißig Münzen an sich genommen hätten, ohne zu bezahlen. Er beschimpfte mich und befahl mir, ihn heute mittag noch einmal anzurufen. Ich gehorchte und sprach mit ihm, kurz bevor ich zu Ihnen kam. Er gab mir den Befehl, sofort aus Rio zu verschwinden. Die fünfunddreißig Goldstücke, die ich noch nicht bezahlt hätte, müßte ich von meinem zukünftigen Verdienst abtragen. 175 Dollar, Senor. Eine sehr große Summe für mich, denn ich verdiene höchstens zwei, ganz selten drei Dollar am Stück, und nur Rio ist ein gutes Pflaster, denn in die anderen Städten kommen nicht so viel Ausländer. Ich dachte mir, ich könnte es wenigstens versuchen, fünf Dollar von Ihnen zu erhalten, damit ich keinen Verlust hätte. Bitte, Senor, geben Sie mir die einhundertundfünfundsiebzig Dollar, und gehen Sie nicht zu Lechero.“

Phil und ich sahen uns an.

Phil nickte. Ich nahm zweihundert Dollar aus der Tasche.

„Nimm Sie,“ sagte ich, „und verschwinde, aber verschwinde nicht nur aus Rio. Verschwinde vor allen Dingen aus dem Blickfeld von Senor Lechero. Du verstehst?“

Er verstaute hastig das Geld.

„Werden Sie doch zu ihm gehen?“ fragte er, schon im Aufstehen.

„Nimm es immerhin an,“ antwortete ich. „Vielleicht ist es besser für dich.“

„Danke, Señor,“ sagte er.

Wir sahen ihm nach, wie er in seiner gelben Jacke durch die Halle schwankte und dann von der Drehtür verschluckt wurde.

„Ich denke, wir warten vierundzwanzig Stunden, bis der Bursche sich in Sicherheit gebracht hat,“ sagte ich zu Phil. „Dann können wir uns mit diesem Lechero beschäftigen.“

In diesem Augenblick gellten draußen die Schreie einiger Stimmen, ein Quiet-schen von Bremsen, eine Reihe von Zurufen.

Wir fuhren aus unseren Sesseln in die Höhe, rannten durch die Halle, sausten durch die Drehtür.

Auf der Fahrbahn, nicht weit vom Eingang unseres Hotels, standen viele Menschen, und immer neue liefen hinzu.

Ich warf mich in die Menge und durchbrach rücksichtslos den Kreis, drängelte mich nach vorn. Dann sah ich es.

Ein Mensch lag auf dem Asphalt, das Gesicht nach unten, Juan Pompenos. Die gelbe Jacke färbte sich langsam dunkel.

Phil hatte sich neben mich gezwängt.

„Scheint eine strenge Organisation zu sein,“ murmelte er. „Sieht aus, als wäre er überfahren worden.“

Um uns herum schnatterten die Menschen auf portugiesisch.

„Ich würde gern Näheres wissen,“ sagte ich.

„Er ist überfahren worden,“ sagte hinter uns eine Stimme. Ich drehte mich um. Der Sprecher war ein großer, breitschultriger Mann mit ersten grauen Fäden im blonden Haar. Ich kannte ihn. Ich hatte ihn einige Male in der Hotelhalle und auf der Terrasse gesehen. Er mußte mit uns hinausgelaufen sein. Sein Englisch war nachlässig, aber gut.

„Haben Sie es gesehen?“ fragte ich.

„Nein,“ antwortete er. „Die Leute hier sagen es.“

Er zwängte sich an uns vorbei und sprach mit einem Brasilianer, der besonders heftig gestikuliert.

Wir warteten. Unterdessen heulte mit Sirenengetöse ein Unfallwagen herbei, und auch eine Anzahl Polizisten erschienen auf der Bildfläche. Der Blonde gesellte sich dazu, während die Beamten eine erste Vernehmung der Augenzeugen durchführten. Das Ganze dauerte eine Viertelstunde. Dann kam er zu uns zurück.

„Ja,“ bestätigte er, „ein Lastwagen überfuhr ihn. Einer der Zeugen will die Nummer erkannt haben. RO 5890.“

„Vielen Dank.“

„Gern geschehen,“ antwortete er. „Ich dachte, es interessiert Sie.“ Dabei traf uns ein aufmerksamer Blick aus seinen blauen Augen.

Ich fand, der blonde Herr begann interessant zu werden.

„Wollen Sie einen Drink mit uns nehmen?“ fragte ich. „Mein Name ist Cotton. Mein Freund Phil Decker. Beide aus New York.“

„Lohmann,“ antwortete er. „Aus dem Amazonas-Gebiet. Auf drei Monate zum Urlaub in Rio.“

Wir begaben uns in die Hotel-Bar, die zu diesem Zeitpunkt noch relativ leer war. Ich bestellte eisgekühlten Scotch-Soda.

„Ziemlich schmerzlicher Verlust für Sie,“ sagte dieser Senor Lohmann nach dem ersten Schluck, als er sein Glas niederstellte. „Der Junge in der gelben Jacke schien so etwas wie ein Geschäftspartner von Ihnen zu sein.“

„Sie beobachten genau,“ antwortete ich langsam.

„Ziemlich.—In der sogenannten *Grünen Hölle* gelernt. Wer dort nicht aufpaßt, fängt sich schnell einen Schlangenbiß oder ein vergiftetes Blasrohrpfeilchen ein.“

„Sie leben immer dort?“

„Eigentlich nur am Rande,“ lachte er und erzählte uns bereitwillig seine Geschichte, vorausgesetzt, er log uns nicht einfach etwas vor.

Obwohl brasilianischer Staatsangehöriger, war dieser Mr. Lohmann ein Enkel deutscher Einwanderer, die im Inneren Brasiliens zunächst Land kultiviert hatten. Später hatte sich der Großvater dem Gummi zugewandt.

„Wissen Sie, die wilde Gummisuche, wie Sie heute noch betrieben wird, war nichts für meinen Großvater und meinen Vater. Sie gingen nicht in die Amazonaswälder, um den Gummibäumen die Milch abzuzapfen, bis sie verdorrten, und sie waren zu anständig, um die Desperatlos in die *Grüne Hölle* zu schicken und ihnen dann den Rohgummi für einen Apfel und ein Ei abzuhandeln. Sie legten sich in den Wäldern, wo das Klima schon günstig, aber die Gegend ein wenig zivilisiert war, eine Plantage an und vergrößerten sie regelmäßig. Heute können Sie mit der Bahn hinfahren. Ich habe die Plantage geerbt, als mein Vater vor fünf Jahren starb, und wenn ich zuweilen etwas tiefer in das Amazonas-Gebiet geguckt habe, dann nur aus Neugier oder aus Sportgeist, wie Sie es nennen wollen. Drei Monate im Jahr mache ich Urlaub in Rio, denn, wenn wir es uns auf unserer Farm auch bequem gemacht haben, eine Wildnis mit vierzig Meilen Entfernung zum nächsten Nachbar bleibt es doch.“

„Fein,“ lachte ich. „In gewisser Weise sind also auch wir Geschäftspartner. Wir verkaufen Autos und damit auch Gummireifen.“

Er antwortete nicht. Es war ganz offensichtlich, daß er uns unseren Beruf nicht glaubte. Er blickte ein wenig in sein Glas, hob dann den Kopf und sagte lächelnd:

„Ich glaube nicht, daß der Mann in der gelben Jacke Gummi zu verkaufen hatte.“

Ich ging auf diesen herausfordernden Satz nicht ein.

„Wohnen Sie schon lange im Hotel *Americano*?“ fragte ich.

„Meine drei Monate sind bald um. So lange wohne ich schon hier.“

„Haben Sie einen Amerikaner kennengelernt, der sich Fred Bower nannte?“

„Ja,“ antwortete er schlicht. „Wir gerieten einen Abend auf der Terrasse in ein Gespräch. Er interessierte sich sehr für die Gegend am Amazonas und konnte nicht genug davon hören. Er äußerte, es sähe verdammt so aus, als müsse er demnächst dorthin.“

Ich blickte ihm scharf ins Gesicht, aber kein Zucken verriet, ob er wußte, was diese Mitteilung für uns bedeutete. Ich entschloß mich, meine Karten ein wenig aufzudecken.

„Hören Sie, Mr. Lohmann,“ begann ich, „für einen Landfremden ist es schwer, sich in Brasilien zurechtzufinden. Wir sind nicht nur zum Urlaub hier. Wir haben

eine bestimmte Sache abzuwickeln, und ich gestehe Ihnen, es fällt uns schwer, den richtigen Ansatzpunkt zu finden.“

„Haben Sie Angst vor Schwierigkeiten? Wahrscheinlich wird sich die Polizei wundern, amerikanische Dollar in den Taschen eines überfahrenen Mannes zu finden, aber ich glaube nicht, daß man Sie deswegen belästigt. Man hat nicht gern Scherereien mit dem amerikanischen Konsulat.“

„Sie könnten uns sicherlich helfen.“

„Vielleicht,“ antwortete er langsam.

Ich wußte, was er dachte.

„Lassen Sie es lieber sein, den Amateurdetektiv spielen zu wollen,“ sagte ich. „Sie haben keine nordamerikanischen Gangster nach dem Muster des letzten Hollywood-Filmes vor sich.“

„Aber auch keine Autoverkäufer,“ sagte er schnell.

„Ich würde Ihnen diese Frage beantworten, wenn ich wüßte, ob Sie wirklich Gummipflanzensbesitzer sind,“ schlug ich zurück.

„Ich könnte Ihnen die Grundbuchauszüge vorlegen,“ antwortete er, „aber ich sehe nicht ein, warum ich das tun sollte.“

Verdammt, der Junge war hart. Ich überlegte, ob ich ihn einfach laufen lassen oder ihm noch mehr sagen sollte. Ich glaubte nicht daran, daß Juan Pompenos zufällig überfahren worden war. Seine Leute hatten ihn beobachtet und hatten ihn prompt für seinen Ungehorsam bestraft. Damit wußten sie auch, daß wir uns in irgendeiner Form für sie interessierten, und es hatte schon kaum noch Sinn, allzuviel Versteck zu spielen. Ob sie uns als Interessenten an ihren falschen Münzen aus dem Wege zu räumen versuchten oder als erkannte G-men, das blieb sich schließlich gleich. Und wenn dieser Lohmann zu ihrer Organisation gehörte, dann war es gut, ihn in irgendeiner Form an uns zu binden, um über ihn weiterzukommen.

„Haben Sie eine Ahnung, wo Fred Bower geblieben ist?“ nahm ich dieses Thema wieder auf.

„Wie mir der Portier sagte, kam er eines Abends nicht ins Hotel zurück. Am anderen Tag wurde seine Rechnung beglichen und sein Gepäck abgeholt. Ich glaube, das geschah durch einen Taxichauffeur. Mr. Bower hatte bestellen lassen, er habe das Hotel gewechselt.“

„Ich halte es für wahrscheinlich, daß er das *Americano* mit einem Sarg vertauscht hat,“ sagte ich klipp und klar. „Sofern man ihm den noch bewilligt hat.“

„Möglich,“ antwortete Lohmann und verriet damit, daß er das wußte oder wenigstens vermutete.

„Wir müssen die Leute finden, die Bower aus dem Wege räumten,“ erklärte ich. „Dieser Mann, der vorhin überfahren wurde, schien uns ein Weg dazu zu sein. Jetzt ist er tot. Wir müssen einen anderen Weg suchen. Das kann lange dauern. Ein Mann, der das Land kennt, die Sprache beherrscht, könnte uns helfen.“

Er zündete sich eine Zigarette an.

„Ich habe für Abenteuer etwas übrig,“ sagte er, „aber ich wüßte gern, worum es dabei außer Mr. Bower geht.“

„Jedenfalls um nichts Gesetzwidriges,“ entgegnete ich.

Wahrscheinlich glaubte er uns nicht. Gleichgültig, aus welchen Gründen er zustimmte, jedenfalls tat er es.

„Was also kann ich für Sie tun?“

„Sie sagten, man hätte die Nummer des Lastwagens erkannt, der unseren Besucher getötet hat. Können Sie feststellen, wem der Lastwagen gehört? Können Sie außerdem Erkundigungen einziehen über einen Senor Lechero, der in der Vas Cuanto 139 wohnt? Das sind die beiden Fragen, deren Beantwortung uns im Augenblick am wichtigsten scheint.“

Er stand auf. „Wollen wir heute abend zusammen essen? Ich denke, ich habe bis dahin die Antworten, die Sie wünschen.“

„Einverstanden, um acht.“ Wir verabschiedeten uns voneinander. Ich führte anschließend ein langes Gespräch mit Phil. Er hatte eine noch viel schlechtere Meinung von Mr. Lohmann als ich, aber ich setzte ihm auseinander, daß, wenn Lohmann wirklich zu den Goldfälschern gehörte, wir jedenfalls einen Mann als Ersatz für den armen Juan an der Leine hatten.

Als wir wenige Minuten vor acht die Terrasse betraten, sahen wir den blonden Brasilianer schon an einem Tisch. Er winkte uns zu. Seine blauen Augen blitzten.

„Es waren wirklich wichtige Fragen, deren Beantwortung Ihnen so dringend erschien,“ sagte er. „Das erkenne ich sogar, obwohl ich den Zusammenhang nicht überblicke. Also: der Augenzeuge des Unfalls hat sich die Nummer richtig gemerkt. Der Lastwagen gehört einer Firma Sestros & Sestros, Avenida Appumtos 65, ein Kautschukhändler. Ihr Senor Lechero ist Angestellter der Firma, anscheinend eine Art Lagerverwalter.“

Ich pfiß durch die Zähne.

Lohmann beugte sich über den Tisch und fragte: „Sie sind amerikanische Geheimpolizisten?“

Wissen Sie, ein guter Kriminalbeamter besteht nicht nur aus Verstand, sondern auch aus Gefühl und Instinkt. Ich hatte das Gefühl, daß es jetzt am besten sei, Mr. Lohmann reinen Wein einzuschenken, und ich gab diesem Gefühl nach.

„Ja,“ sagte ich.

„Und hinter was sind Sie her?“

„Jedenfalls hinter einer dicken Sache, deren Bedeutung über Brasilien hinausgeht.“

„Ihr Freund Bower verfolgte den gleichen Fall?“

„Natürlich, und es scheint, als hätte es ihn dabei erwischt.“

Eine halbe Minute lang schwiegen wir alle drei.

„Die Polizei weiß also, daß ein Wagen von Sestros & Sestros Juan Pompenos überfuhr. Was wird geschehen?“

„Nichts,“ erklärte Lohmann. „Zunächst einmal gibt es in Brasilien nicht den Begriff der Fahrerflucht. Wenn die Leute von Sestros & Sestros daran interessiert sind, mit diesem Unfall nicht in Verbindung gebracht zu werden, so werden sie Stein und Bein leugnen. Die ganze Untersuchung wird sich sehr in die Länge ziehen. Schlimmstenfalls geht irgendeiner der Fahrer für ein halbes Jahr ins Gefängnis. Einem verkommenen Mestizen macht das nichts aus, wenn man ihm ein Cruzeiro-Pflaster auf die Wunde legt. Vergessen Sie nicht, daß es sich nur um einen *Unfall* handelt.“

„Sie sagten heute mittag, Bower habe geäußert, er müsse wahrscheinlich in nächster Zeit ins Amazonas-Gebiet. Gab er keinen Grund dafür an?“

„Nein, aber ich kann Ihnen vielleicht trotzdem eine Erklärung liefern. Nehmen wir an, Ihr Kollege stieß wie Sie auf das Unternehmen Sestros & Sestros-Die Firma handelt mit Gummi, das heißt, sie unterhält Aufkaufstellen am Rande des Amazonas-Gebietes. Diese Stellen rüsten wilde Gummisucher aus, die in die *Grüne Hölle* eindringen, Gummibäume anzapfen und die gewonnene Milch über Feuer zu großen Rohballen rösten. Diese Art des Gummisuchens ist der letzte Job, den es in Brasilien gibt, und nur Leute, die völlig am Ende sind, nehmen ihn an. Der Desperado bleibt durchweg ein halbes Jahr oder länger im Wald. Während dieser Zeit hat er genug Gummi gesammelt, vorausgesetzt, er ist am Leben geblieben. Er packt die Ballen auf sein Maultier und treckt zur nächsten Sammelstelle. Dort ziehen sie ihm die Kosten der Ausrüstung ab, die man ihm vorgeschossen hat. Man betrügt ihn hinten und vorn, und zum Schluß bleibt ihm gerade so viel Geld, daß er sich in der nächsten Kneipe eine Woche lang besaufen kann. Spätestens nach vierzehn Tagen steht er wieder vor dem Leiter der Sammelstelle, bittet um neuen Vorschuß für Geräte, Gewehr und Munition und zieht wieder in den Urwald. Das wird er solange treiben, bis ihn eine Schlange, ein Jaguar, ein Blasrohrpfeil erwischt, oder bis er sich die Lungen, die von dem Qualm des Gummiräucherns angegriffen werden, aus dem Leibe gehustet hat. Vielleicht auch erledigt ihn das Fieber. Das interessiert die Leute, die mit dem Kautschuk ihr Geschäft machen, nicht im geringsten. Von den Sammelstellen aus gehen die Ballen zu einer Zentrale und werden von dort in größeren Transporten nach Rio verschickt zu der Firma, die das ganze Unternehmen finanziert, in unserem Falle also zu Sestros & Sestros.—Ich nehme an, daß Ihr Kollege Bower der Ansicht war, daß das, was er und Sie suchen, zusammen mit den Gummiballen aus dem Urwald am Amazonas kommt.“

Ich blickte ihn an. Phil neben mir unterdrückte ein Gelächter. Der Gedanke war zu absurd, sich eine Falschmünzerei mitten im Urwald vorzustellen. Aber Lohmanns Geschichte klang logisch. Bowers Äußerung ließ keinen anderen Schluß zu, und Fred war ein heller Junge gewesen.

Ich versank in Nachdenken. Wir hatten noch zwei Möglichkeiten, um festzustellen, ob wir auf der richtigen Fährte waren. Die eine war, daß wir diesen Senor Lechero stellten und ihm zu verstehen gaben, daß sein Name uns in Zusammenhang mit dem Gold bekannt war. Zum zweiten konnten wir mit etwas energischeren Methoden herausbekommen, wer bei dem Neger und bei dem Mestizen in Rios Slums der Abholer jener Briefe war, die von den Familien Lyonei Redborn und Fedor Kaspers kamen. Nun, wir waren zu zweien, und so konnten wir beides gleichzeitig tun. Ich sprach mit Phil darüber, und wir einigten uns, daß er den Besuch bei Lechero starten würde, während ich mich um den Mestizen kümmern wollte.

„Ich lasse vom Konsulat einen Brief schreiben, in dem Kaspers unter irgendeinem Vorwand gebeten wird, beim Konsulat vorzusprechen. Ich hoffe, der Mestize hat Anweisungen, beim Eintreffen eines Briefes für den angeblich bei ihm wohnenden Amerikaner irgendwen zu benachrichtigen. Ich stimme die Angelegenheit mit dem Konsulat so ab, daß der Brief mit der Nachmittagspost eintrifft und gebe dem Mestizen genügend Zeit, seine Nachricht durchzutelefonieren. Dann gehe ich in seine Wohnung, setze ihn schachmatt und kaufe mir den Boten, sobald er auftaucht. Klar?“

Phil und Lohmann nickten. Ich stand spornstreichs auf, um mit dem Konsulat, mit Mr. Seebold, zu telefonieren.

Ich hatte meinen Plan mit Absicht in Gegenwart Lohmanns auseinandergesetzt. Es war eine letzte Prüfung für ihn. Spielte er falsch, so würde der Abholer nicht kommen, oder sie würden sogar zu mehreren erscheinen, um mich durch die Mangel zu drehen. Ich erwischte Seebold in seiner Privatwohnung, aber er versprach, den gewünschten Brief so abzusenden, daß er ungefähr morgen abend im Besitz des Mestizen in der Bragueros 38 sein würde. Er schlug vor, einen Boten damit zu beauftragen. Wir verabredeten ein Erkennungszeichen, und daß der Bote kurz nach Einbruch der Dunkelheit zu dem Mestizen gehen würde. Die Gefahr, in dem verrufenen Viertel angepöbelt zu werden, mußte der Mann in Kauf nehmen.

Eigentlich hatte ich das Gefühl, trotz des Todes von Pompenos, ein gutes Stück weitergekommen zu sein.

Nichts gegen Rios Nächte. Sie sind zauberhaft. Dunkel gewiß, aber von einer Dunkelheit, die gleichsam transparent ist, besonders in mondlosen Nächten, wenn das zarte Licht der Sterne voll zur Wirkung kommt. Man hat dann das Gefühl, als besäße man Augen einer Katze, die im Dunkeln sehen können.

Ich ließ mich bei Einbruch der Dämmerung in die Nähe der Slums fahren. Mein Ortsgedächtnis ist leidlich in Ordnung, und ich fand mich zurecht, obwohl die Nacht rasch hereinbrach.

Das Haus des Mestizen, Bragueros 38, stand frei. Ich schob mich in den Zwischenraum zweier elender Wellblechbaracken, die der Mestizen-Bude genau gegenüberlagen.

Natürlich befanden sich noch viele Leute unterwegs. Ein großer Teil der brasilianischen Bevölkerung wird erst wach, wenn die Nacht mit ihrer Kühle angebrochen ist, und wenn diese Leute überhaupt irgendeiner Beschäftigung nachgingen, so war 100:1 zu wetten, daß sie sie im Schutze der Nacht ausübten.

Ich stand ganz bequem und harrte der Dinge, die da kommen würden. Ich hatte meine Kleidung durchaus nicht angepaßt, hatte nur graues, unauffälliges Zeug gewählt. Natürlich konnte es sein, daß ich als Fremder erkannt und angepöbelt wurde, aber die Null-acht steckte im Halfter, und abgesehen davon hatte ich nicht viel Respekt vor einer Brasilianerfaust, nicht einmal, wenn sie ein Messer hielt.

Kein Mensch kümmerte sich um mich. Wahrscheinlich hielten sie den Mann, der faul an der Hauswand lehnte, und dessen Zigarette zwischen den Lippen wippte, für einen der Ihren. Punkt neun Uhr fuhr ein Auto vor dem Haus Nummer 38 vor. Zwei Männer stiegen aus. Es gab sofort einen Auflauf, aber die Männer ließen sich dadurch nicht stören. Sie klopfen an der Tür von 38. Im kläglichen Licht des Zimmers erkannte ich den Mestizen. Die Männer und er palaverten hin und her, dann übergaben sie dem Burschen einen Umschlag. Vor dem Einsteigen blieb einer der Männer stehen, zog ein Taschentuch und trocknete sich die Stirn. Das war das mit Seebold vereinbarte Zeichen. Ich wußte, der angeblich für Fedor Kaspers bestimmte Brief befand sich in den Händen des Mestizen.

Der Junge selbst stand immer noch im Türrahmen und sah dem Wagen nach. Dann knallte er die Tür, kam aber kaum drei Minuten später heraus, ging die Straße hinunter und verschwand mir aus dem Blick. Wenn alles so stimmte, wie ich hoffte, telefonierte er jetzt. Irgendwo würde es auch in den Slums ein Telefon

geben. Die nächste halbe Stunde verging ohne besondere Ereignisse, und ich fragte mich, ob ich nicht falsch lag. Der Mestize konnte ja auch Anweisung haben, die Briefe an i'ne Deckadresse weiterzuschicken.

Plötzlich war er wieder da. Vielleicht hatte er sich unterwegs einen genehmigt, daß es so lange dauerte.

Er steuerte seine Wohnung an, schloß mit einem Riesenschlüssel auf und trat ein.

Ich löste mich von meiner Hauswand, überquerte die Straße und klopfte an.

Er mußte sich noch ganz in der Nähe der Tür befinden, denn er riß sie sofort auf. Den großen Sombrero trug er noch auf dem Schädel.

„Que?“ fragte er, erkannte mich und öffnete den Mund zu einer Schimpfkannade.

Mit einer Handbewegung meiner Linken lud ich ihn ein, einen Blick auf meine Rechte zu werfen. Er tat das, sah den Lauf der Null-acht blinken und klappte sein ungewaschenes Maul wieder zu.

Ich winkte ein wenig, und er ging gehorsam rückwärts. Ich betrat sein Haus.

Donnerwetter, roch es in der Bude. So nach einer Mischung von Knoblauch, Ziege und alten Socken. Na ja, es gab schlimmere Leiden auszustehen.

Die ganze Hütte bestand aus einem Raum, vollgepfropft mit einem Wust von Krempel und einem fensterlosen Gelaß, in dem der Mestize schlief. Ich zog schleunigst meinen Kopf zurück, nachdem ich ihn flüchtig hineingesteckt hatte.

Er hatte sich inzwischen zu einem Schrank zurückgezogen und richtete einen Satz auf Brasilianisch an mich.

Ich grinste und schüttelte den Kopf. Er kratzte alles zusammen, was er je an Englisch gehört hatte, und fragte:

„You want?“

„Den Mann abfangen, den du angerufen hast.“

Das ging bei weitem über seine Englischkenntnisse hinaus.

„Wo Brief?“ fragte ich.

Hallo das verstand er. Er griff in seine schmutzige Jackentasche, gab mir den Brief des Konsulates geradezu freudig. Anscheinend hoffte er, mich auf diese Weise rasch loszuwerden, und es muß eine bittere Enttäuschung für ihn gewesen sein, daß ich mich vorsichtig auf einen seiner wackligen Stühle setzte und offenbar gedachte, seine Gastfreundschaft noch länger zu genießen.

Die nächsten drei Stunden müssen stark an seinen Nerven gerissen haben. Ich hatte volles Verständnis für ihn. Ein scheußliches Gefühl, wenn ein Mann mit einem Revolver in der Hand im Zimmer sitzt, noch dazu ein Mann, mit dem man nicht reden kann. Erst starrte er mich an, dann versuchte er es noch einmal mit seinen paar englischen Brocken, dann begann er wild zu fluchen, und zum Schluß hockte er gebrochen auf einem Stuhl. Ich antwortete nicht, reagierte nicht, sondern ich behielt ihn nur im Auge und sah hin und wieder auf die Uhr.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht wurde an die, Tür geplopft. Ich sah meinen unfreiwilligen Gastgeber scharf an, legte einen Finger auf den Mund, steckte die Null-acht weg und ging zur Tür. Ich drehte den Schlüssel, drückte die Klinke nieder und öffnete.

Ich war ein blutiger Neuling in Brasilien. Ich verstand nichts von seiner Bevölkerung von diesem Rassengemisch aus Negern, Indianern, Spaniern, Portugiesen

und Abenteurern aus aller Herren Länder, aber das sah auch ich, daß an dem Mann, der kaum mittelgroß, breitschultrig und untersetzt vor der Tür stand, etwas Besonderes war.

Er trug eine lose Leinenjacke und -hose, keinen Hut und nur, ein paar Sandalen an den Füßen. Sein langes, blauschwarzes Haar reichte ihm bis in den Nacken. In der Stirn war es zu einem Pony frisiert. Seine Augen zeigten den Mongolenschnitt der Indianer, aber sie waren größer. Seine Haut war von einem ledrigen Braun, aber sein Gesicht zeigte harte, scharfe Züge. Ohne Zweifel war er ein Indianer, wenn er auch ganz anders aussah als die nordamerikanischen Rothäute.

Sein Gesicht zeigte keine Bewegung bei meinem Anblick- Er streckte seine Hand aus. Ich lud ihn ein, hereinzukommen.

Er schüttelte den Kopf und hielt die Hand ausgestreckt.

Ich wiederholte meine Einladungsbewegung. Langsam ließ er die Hand sinken, blickte mich aufmerksam an, drehte sich um und wollte gehen.

Tja, da half nun nichts. Ich griff zu, packte den Kragen seiner Leinenjacke und riß ihn rückwärts.

Es war, als hätte ich eine Schlange angefaßt, aber ich konnte ihn doch ins Haus befördern, und ich konnte auch noch die Tür ins Schloß werfen, bevor er mir an die Haut gehen konnte.

Er war viel kleiner als ich, aber er besaß Muskeln aus Stahl und Draht. Er hatte nur einen Nachteil. Er kämpfte zu ehrlich. Er faßte mich um die Hüfte, wollte mich aus dem Stand heben und zu Boden schleudern. Sein Kinn lag so frei vor mir wie ein Punching-Ball, und ich tupfte ihn darauf. Er fiel um, sah mich aus unsäglich erstaunten Augen an, als könne er nicht verstehen, wieso er auf dem Boden lag, stand auf und griff neu an. Ich konnte ihn treffen, bevor er mich noch berührt hatte. Er kam ein drittes Mal. Ich traf ihn härter. Er blieb auf den Rücken liegen und rührte sich nicht mehr.

Der Mestize hatte dem ganzen Zauber zugesehen, ohne auch nur den Versuch einer Beteiligung zu machen. Ich bedeutete ihm, daß ich einen Strick brauchte, um den Besucher zu binden. Er kramte bereitwillig in seinem Krempel und kam mit einer langen Wäscheleine, genügend für beide.

Ich fesselte den noch bewußtlosen Indianer und knebelte ihn. Der Mestize sah interessiert zu. Erst als ich nach Beendigung meiner Arbeit freundlich lächelnd auf ihn zuging kapierte er, daß ihm ein Gleiches blühen würde, begann zu zittern und gab lange flehende Sätze von sich. Ich machte es kurz. Er fiel so bereitwillig um, als sei es eine Erlösung für ihn.

Ich verpackte ihn nicht schlechter als den Indianer. Dann löschte ich das Licht, schloß die Hütte von außen ab, ging erst langsam und dann im Trab der Stadt zu.

Die Taxichauffeure in Rio können fast alle ein wenig Englisch. Der erste, den ich traf, machte keine Ausnahme.

„Fünzig Dollar,“ erklärte ich, „wenn Sie nichts sehen, nichts hören und alles vergessen haben, sobald wir uns trennen.“

„Senor,“ antwortete er feierlich, „ich bin blind, taub und stumm.“

Als er hörte, daß er in die Slums fahren sollte, versuchte er, noch zehn Dollar mehr herauszuquetschen, und ich versprach sie ihm.

Wir fuhren vor Bragueiros 38 vor. Ich schloß auf, ging hinein, lud mir den nicht schweren Indianer auf die Schulter und packte ihn in den Fond. Das ging so

schnell, daß die Einwohner der Straße, die sich auch jetzt noch herumtrieben, nicht einmal Zeit fanden, sich um das Taxi zu sammeln. Ehe sie recht begriffen hatten, was geschah, fuhren wir schon wieder. Den Mestizen überließ ich der Hilfe seiner Nachbarn.

Ich glaube, meinem Chauffeur war trotz der sechzig Dollar nicht wohl in der Haut.

„Senor,“ stammelte er, während wir dem Zentrum zubrausten, „ich verdiene gern Geld, aber... Ist der Mann tot?“

„Keine Sorge. Es ist alles in Ordnung. Fahren Sie zum Hotel *Americano*, parken Sie dort, aber ein wenig im Schatten.“

Er tat, was ich ihm befahl. Schräg gegenüber dem Hoteleingang hielt er unter einem Baum. Ich gab ihm den ausgemachten Preis, zog lächelnd den Zündschlüssel ab und ging ins Hotel.

„Senor Lohmann? Senor Decker?“ fragte ich den Portier.

„Auf der Terrasse!“

Die Terrasse war so gut wie leer. Lohmann und Phil saßen an einem Balustradentisch, tranken und machten sorgenvolle Gesichter. Phil sprang auf, als er mich sah.

„Jerry wir haben...“

„Moment,“ unterbrach ich. „Ich habe einen Gast in dem Taxi, einen merkwürdigen Gast. Ich brauche einen Platz, an dem wir uns ungestört mit ihm unterhalten können, aber ich möchte ihn nicht gern quer durch das Hotel in mein Zimmer tragen.“

„Mein Privatwagen?“ fragte Lohmann.

„Wo ist der?“

„In der Hotelgarage.“

„Holen Sie ihn und fahren Sie ihn neben das Taxi, das vor dem Hotel unter Palmen steht, oder wie die Bäume heißen. Phil komm mit.“

Es ging ganz reibungslos. Wie ein gelernter Kidnapper fuhr Lohmann drei Minuten später langsam an dem Taxi vorbei. Die Fondtüren flogen auf, und Phil und ich wuchteten den Indianer hinüber und sprangen hinterher. Lohmann drückte den Gashebel hinunter, und der zurückbleibende Taxichauffeur dankte wahrscheinlich dem Himmel, daß er unbeschädigt aus der Sache hervorgegangen war, dazu um sechzig Dollar reicher.

„Wohin fahren Sie?“ fragte ich Lohmann.

„Kenne eine einsame Stelle am Strand.“

Der Wagen verließ die Asphaltstraße, kurvte ein wenig zwischen den Kakteen umher und hielt dann zwischen irgendwelchem Grün. Lohmann schaltete das Fondlicht ein und drehte sich neugierig nach unserem Gast um.

„Ach, ein Alaciete-Indianer!“ rief er erstaunt.

„Er ist der Mann der den Brief für Kaspers holen wollte.“

„Ein Alaciete in Rio! Das ist fast eine Sensation.“

„Ist es ein besonderer Stamm, dem er angehört?“

Lohmann hielt uns einen kleinen Vortrag über südamerikanische Indianer. Anders als die Indianer in Nordamerika sind die Ureinwohner Südamerikas, und besonders die Indianer in Brasilien, nie richtig zivilisiert worden. Unsere Rothäute leben vielleicht in ihrer Reservation noch in Zelten, aber hinter dem Zelt steht das

neueste Automodell, und im Zelt steht der Kühlschrank. Die Indianer Südamerikas wichen vor der Zivilisation immer tiefer in das Dickicht der unermeßlichen Amazonaswälder zurück. Wo sie der Berührung mit Weißen nicht ausweichen konnten, verloren sie rasch, meistens schon in der zweiten Generation, ihre indianischen Eigentümlichkeiten, so daß das Volk der eigentlichen Indianer immer kleiner wurde. Von den wirklichen Urwald-Indianern kam ganz selten einmal einer zu einem vorgeschobenen Gummiposten, um Tauschgeschäfte zu machen, nie aber verirrten sie sich bis in die großen Städte Brasiliens.

Die Alacientes waren ein Stamm, der besonders vor der Berührung mit Weißen zurückscheute. In kleine Völker und Dorfgemeinschaften aufgespalten, die sich oft genug untereinander bekämpften, hausten sie in der Nähe des Rio Alacies, eines Nebenflusses des Amazonas. Mit ihnen Kontakt zu suchen, war gefährlich und gelang auf die Dauer nie.

Während uns Lohmann das erzählte, lag der Alaciente in seiner Fesselung auf dem Polster, ließ seine Augen von einem zum anderen gehen und rührte sich nicht.

„Können Sie mit ihm reden?“ fragte ich, wechselte den Platz, richtete den Indianer auf, löste den Knebel, der ihm den Mund verschloß, und zerschnitt mit meinem Taschenmesser seine Fesselung.

Lohmann richtete einen portugiesischen Satz an ihn. Der Indianer sah ihn lange an, öffnete dann den Mund und antwortete mit einer erstaunlich tiefen Stimme.

Lohmanns Gesicht drückte Verwunderung aus.

„Was sagt er?“ drängte Phil.

„Er sagt, der Jaguar würde uns alle töten!“

„Das ist eine Raubkatze, die sich in euren Wäldern herumtreibt, nicht wahr?“

„Ja, ungefähr so etwas wie ein Leopard in Afrika.“

„Fragen Sie ihn, wie er heißt, und woher er kommt!“

Es begann ein fast endloses Frage- und Antwortspiel, das bis in die Morgendämmerung hinein dauerte. Ohne Lohmann hätten wir wahrscheinlich kein Wort aus der Rothaut herausbekommen. Am Ende wußten wir etwa, was mit ihm los war. Offenbar war er mit einem Gummitransport vom Rio Alacies nach Rio gekommen. Er schien in einer Art Lagerhalle zu hausen, aber wir konnten nicht erfahren, wo sich diese Lagerhalle befand. Er holte die Briefe ab, wenn es ihm gesagt wurde, und gab sie an irgendwen weiter, wahrscheinlich an einen Stammesgefährten, der von Zeit zu Zeit mit den Gummitransporten aus dem Urwald kam. Immer wieder tauchte in seinen Antworten die Bezeichnung Jaguar auf. Der Jaguar, oder auch der *große Jaguar* habe ihn geschickt, sagte er. Der Jaguar habe ihm befohlen, einem weißen Mann zu gehorchen. Der Jaguar werde ihn beschützen und uns durch einen großen Zauber vernichten. Lohmann übersetzte, so gut er konnte, aber der Indianer sprach selbst nur ein gebrochenes Portugiesisch, und vieles, was er sagte, blieb für uns unerklärlich. Es wurzelte so tief in der Vorstellungswelt des Urwaldes, daß wir es nicht in unsere Begriff zu übertragen vermochten.

Das erste Licht kroch über dem Meer hoch, als wir abbrachen.

„Sind Sie jetzt klüger?“ fragte Lohmann mit leichtem Spott.

„Ich denke. Hören Sie, Lohmann, ich sage Ihnen den Rest unserer Aufgabe. Wir suchen einen Mann, der es vorzüglich versteht, falsche Goldmünzen herzustellen. Dieses Gerede von dem *Großen Jaguar* des Indianers, die Tatsache, daß mein Kol-

lege Bower in den Urwald wollte, ferner der Umstand, daß ein gewisser Lechero, der in Verbindung mit dem ermordeten Goldmünzenverkäufer Pompenos stand, bei der Gummifirma Sestros & Sestros beschäftigt ist, die nach der Art ihres Geschäfts ständige Transporte zwischen dem Urwald und Rio durchführt, das alles bringt mich zu der Überzeugung, daß der *Jaguar* ein Mann ist, der sich durch irgendwelche Tricks die Indianer unterworfen hat und nun seine falschen Goldmünzen dort fabriziert.“ Lohmann brach in schallendes Gelächter aus. Er konnte sich überhaupt nicht wieder beruhigen.

„Nehmen Sie mir es nicht übel, Mr. Cotton,“ sagte er schließlich, während er sich die Lachtränen abwischte, „aber der Gedanke ist völlig hirnverbrannt. Ein Mann soll mitten in der grünen Hölle des Amazonas sitzen und falsche Goldmünzen prägen? Das ist einfach nicht durchführbar. Bedenken Sie die Maschinen, die er benötigt, den Strom, das Rohmaterial. Allein die Gebäude sind einfach nicht zu erstellen. Es gibt praktisch keinen Stein im ganzen Amazonasgebiet.“

„Sie lachen zu früh,“ meldete sich Phil. „Erinnern Sie sich bitte an eine Kleinigkeit während unserer heutigen Unterredung mit diesem Lechero.“

„Ach richtig, Lechero,“ sagte ich. „Über meinen eigenen Erlebnissen habe ich ganz vergessen, euch nach eurem Gespräch mit dem Burschen zu fragen.“ Phil berichtete. Sie hatten diesen Lechero am Nachmittag aufgesucht. Er war ein Sklaventreibertyp mit einem harten Gesicht und einem lang ausgezogenen Schnurrbart. Er zwang sich zur äußersten Höflichkeit. Er leugnete auch nicht, Juan Pompenos zu kennen, aber er leugnete Stein und Bein, Goldmünzen besorgen zu können.

„Ich würde mich den Senores sehr gern behilflich zeigen,“ versicherte er mit der Freundlichkeit eines Tigers, „aber ich bin nicht dazu in der Lage. Bedenken Sie, ein einfacher Lagerverwalter wie ich! Wie soll ein solcher Mann zu Goldstücken kommen?“

Auf diese Phrase hatte Phil geantwortet:

„Vielleicht aus dem Urwald, Mr. Lechero!“

„Haben Sie nicht gemerkt, wie er bei diesem Satz zusammenzuckte, und daß es fast eine halbe Minute dauerte, bis er sich zu der Antwort auf raffte: Aus dem Urwald kommt nur Kautschuk, das grüne Gold, Senores. Echtes Gold findet man dort nicht.“

Phil richtete diese Frage an Lohmann und Lohmann rieb sich nachdenklich das Kinn.

„Jetzt, da Sie es erwähnen, erinnere ich mich,“ gab er zu.

„Mr. Lohmann?“ fragte ich, „wie kann man zum Rio Alacies kommen?“

Er sah mich ernst an. „Das ist keine Spazierreise.“

„Ich habe nicht erwartet, daß ein direkter Linienverkehr besteht.“

Er überlegte kurz. „Meine Farm liegt am Rio Ologo! Das ist ungefähr hundert Meilen unterhalb der Mündung des Rio Alacies in den Amazonas. Bis Romlavon können wir mit der Bahn fahren. Wenn ich rechtzeitig ein Telegramm schicke, steht dort ein Jeep für uns bereit. Vierundzwanzig Stunden mit dem Jeep bringen uns zu meiner Farm, und dort könnten wir uns entschließen, wie wir weiter wollen. Wahrscheinlich am besten mit dem Motorboot zur Mündung des Alacies in den Amazonas, und dann weiter den Alacies hinauf. Es fragt sich nur, ob wir das

Motorboot bis zu unserem Ziel benutzen können. Wahrscheinlich müssen wir früher in ein Kanu umsteigen.“

„Stop,“ unterbrach ich mit einer Handbewegung. „Sie sprechen immer von *wir*.“

„Ich dachte, ich könnte mitkommen,“ sagte er leichthin. „Außerdem glaube ich, es wäre gut für Sie, wenn jemand mitkommt, der etwas vom Amazonas versteht. Ich wiederhole Ihnen, Mr. Cotton: das ist kein Spaß.“

„Abgemacht, und zunächst vielen Dank. Wir brauchen sicherlich eine Ausrüstung. Bekommt man so etwas in Rio?“

Lohmann winkte ab. „Sie finden alles, was Sie für einen Urwaldtrip brauchen, auf meiner Farm. Bis dorthin kommen Sie auch in Anzug und Hut.—Wir schlafen ein paar Stunden, geben ein Telegramm an den Verwalter meiner Farm auf und reisen mit einem Zug, der, glaube ich, am Nachmittag fährt.—Was machen wir mit dem Alaciente?“

„Den nehme ich mit ins Hotel, lege ihn an die Kette, und er wird uns bei dem Trip begleiten. Ich hoffe, er führt uns gleich an den richtigen Fleck.“

„Also alles klar,“ sagte Lohmann, ließ den Motor anspringen und schaltete den Rückwärtsgang ein.

In der ersten Morgenfrühe sind die Straßen einer Stadt oft noch ausgestorbener als mitten in der Nacht. Ich glaube, wir sahen nicht einmal einen Milchmann auf dem Weg zum Hotel, und auch das *Americano* lag wie verlassen da.

Lohmann parkte vor dem Eingang. Ich faßte den Indianer am Ärmel und zog ihn durch die linke Tür ins Freie. Phil stieg rechts aus. Lohmann blieb einen Augenblick länger am Steuer.

Ich hatte eben dem Alaciente aus dem Wagen geholfen und hielt seinen Arm, als die Schüsse laut und peitschend die Stille zerrissen. Na ja, für einen G-man ist das Alltagsbrot, und wir haben gelernt, in solchen Fällen zu reagieren. Ich riß den Indianer in die Knie, huschte mit ihm um die Seite des Wagens herum und duckte mich hinter den Gepäckraum. Der Indianer wollte sich aufrichten. Mit einer kurzen Bewegung an seinem Arm, den ich noch umklammert hielt, zwang ich ihn neu herunter. Dann erst fischte ich die Null-acht mit der linken Hand aus dem Halfter und peilte die Lage.

Phil war bei dem ersten Schuß quer über den Bürgersteig in den Hoteleingang gejagt und stand jetzt, Rücken an der Wand, in der Eingangsvertiefung und war eben dabei, die Nase zu einem Blick über die Straße vorzuschieben. Lohmann mochte sich auf den Boden des Wagens fallengelassen haben. Ich hatte kein Glas klirren hören. Sie hatten offenbar nur auf mich und Phil gezielt.

Ich versuchte herauszubekommen, wo sie sich befanden. Wahrscheinlich standen sie hinter der Seitenfront des Hotels.

Ich gab Phil ein Zeichen mit der Hand. Er verstand und verschwand im Hotel. Er würde versuchen, sie im Rücken zu fassen.

Vielleicht zwei Minuten nach dem ersten Schuß mochten vergangen sein. Schon klappten die ersten Fenster. Die Köpfe verschlafener Mitmenschen erschienen.

Ich fühlte mich ganz wohl. Das konnte für die Jungens, die uns Schwierigkeiten machen wollten, schlecht ausgehen. Wenn Phil in ihren Rücken gelangte, trieb er sie wie die Ratten aus dem Loch.

Ein lauter Ruf erschallte über die Straße. Irgendein Satz in diesem verdammten Portugiesisch, von dem ich kein Wort verstand. Doch, eines: Jaguar. Aber es

konnte auch sein, daß ich mich täuschte. Neben mir der Indianer zuckte hoch. Ich drehte mich ihm schnell zu, packte fester seinen Arm. Ich sah sein Gesicht. Es war völlig verändert, verzerrt, mit weit aufgerissenen Augen. Es war das Gesicht eines Fanatikers, der sich in Ekstase befand. Mit einer wilden Bewegung riß er seinen Arm aus meiner Faust, stürzte vor, rammte mir den Kopf vor die Brust, daß ich taumelte, und rannte aus der Deckung.

Ich warf mich in einem lange Hechtsprung nach ihm, wollte seine Beine fassen, um ihn zurückzuzerren, aber ich sprang zu kurz. Ich verfehlte ihn knapp, und seine Freunde, die ihn gerufen hatten, taten alles, um mich an weiteren Aktionen zu hindern. Ich sah den Asphalt hochspritzen, bevor ich den Knall der Schüsse hörte, und es spritzte nah genug. Ich rollte mich rückwärts in meine Deckung zurück.

Fünzig oder sechzig Schritt vor mir rannte der Alaciente. Jetzt hatte er fast die Ecke des Hotels Americano erreicht. Ich sah die kleine Bewegung, mit der er in die Kurve gehen wollte. Plötzlich blieb er stehen, als habe eine große Hand ihn gestoppt. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, aber seine ganze Haltung drückte unsägliches Erstaunen aus. Dann, ganz langsam und wie in einer Zeitlupe drehte er sich in seiner Hüfte, während die Füße fest auf dem Boden blieben. Die Knie wurden weich, und dann fiel er schwer und hart nach vorn.

Der Indianer mochte kaum den Boden berührt haben, als ein schwerer, schwarzer Wagen wie mit einem Satz hinter der Ecke hervorschoß, sofort mit kreisenden Rädern in eine Rechtskurve ging und heulend davonbrauste.

Ich stand auf und faßte die Null-acht mit beiden Händen. Ich jagte mein ganzes Magazin hinterher, aber es ist schwer, auf sechzig oder siebzig Schritt einen Wagen entscheidend zu treffen, der sich rasch entfernt. Sicherlich zerbeulte ich ihnen die Karosserie, aber ich konnte sie an der Flucht nicht hindern. Lohmann tauchte hinter dem Steuerrad wieder auf. Er ließ den Motor anspringen und dachte, ich wollte hinterher. Ich winkte ab. Er sah mich erstaunt an und stieg aus.

Wir erwischen sie nicht, sagte ich. „Kommen Sie mit zu dem Alaciente. Er liegt dort.“

Wir gingen hin und drehten ihn auf den Rücken. Er hatte mehrere Kugeln in der Brust und war tot.

Von der hinteren Seite des Hotels kam Phil im Laufschrift herbei. „Leider zu spät,“ sagte er und schob die Nullacht ins Halfter zurück.

„Haben Sie verstanden, was ihm zugerufen wurde?“ fragte ich Lohmann.

„Ja, es hieß: Komm her! Der *große Jaguar* wünscht es.“

„Die Wünsche des *großen Jaguars* scheinen oft tödlich für seine Anhänger zu sein,“ sagte ich langsam.

Um uns und den Toten begannen sich die Leute zu sammeln, die, angelockt von der Schießerei und getrieben von ihrer Neugier aus ihren Betten gestürzt waren.

Wir bekamen eine Riesenschererei mit der brasilianischen Polizei. Zunächst einmal wurden wir entwaffnet und verhaftet. Erst beschuldigten sie uns des Mordes, und als klar wurde, daß wir den Alaciente nicht getötet hatten, wollten sie absolut wissen, woher wir ihn kannten. Wir erzählten ihnen ein paar Lügengeschichten, die sie uns nicht glaubten. Es handelte sich dabei um eine amerikanische Bande, die sich auf brasilianischem Boden herumtreiben sollte, und den

Alaciente stellten wir als Zufallsbekanntschaft hin. Selbst, als der amerikanische Konsul sich einschaltete, blieben sie hart, und erst als Mr. High über Interpol die Sache in die Hand nahm, bekamen sie von ganz oben eins aufs Dach und mußten uns laufen lassen. Immerhin, wir verloren achtundvierzig Stunden, und als wir endlich im Zug saßen, der uns nach Romlavon bringen sollte, konnte Lohmann sich die Bemerkung nicht verkneifen:

„Wann immer wir jetzt den *Jaguar* finden werden, er wird auf unseren Besuch vorbereitet sein.“

„Hoffentlich hat er den Whisky dann kalt gestellt,“ brummte Phil und zog sich den Hut über die Augen.

Wir schaukelten drei Tage und drei Nächte durch Brasilien. Vom dritten Tage an wurde der Wald zur Rechten und Linken der Bahn grün und immer dichter und das Klima scheußlich warm und schwül, eine richtige Treibhausluft. Lohmann gab interessante Einzelheiten von sich, wieviel Leute beim Bau der Bahn zum Teufel gegangen waren.

Mitten in der Nacht des dritten Tages kamen wir in Romlavon an. Eine Stadt? Beileibe nicht! Ein Sammelsurium von Bretterbuden, ungefähr das, was aufgebaut wurde, als unsere Leute in den Staaten sich daranmachten, den Westen zu kolonisieren. Romlavon war Sammelplatz für Rohkautschuk, und dem Kautschuk allein verdankte es seine Existenz. Während der großen Gummikrise in den dreißiger Jahren war es schon einmal verfallen, und erst der Krieg hatte ihm wieder auf die Beine geholfen.

Wir waren die einzigen, die hier ausstiegen. Nur die Hauptstraße war gepflastert. Lohmann lieferte uns vor einer Bar ab, aus der Orchestermusik erschallte.

„Gehen Sie rein und trinken Sie einen,“ sagte er. „Ich werde mich nach meinem Peon mit dem Jeep umsehen.“

Wir dachten, wir platzten in einen Wildwestfilm hinein, als wir die Bar betraten. Es sah genauso aus, und sie war genau von den Gestalten bevölkert, die in den Western die großen Keilereien zu veranstalten pflegen. Aber das schien nur auf den ersten Blick so. Beim zweiten erkannte man den Unterschied.

Unsere West-Leute waren ganze Burschen vielleicht rauh, vielleicht hart, sicherlich auch verschlagen und manche Sorte von Gaunern darunter. Aber ihre Gesichter waren gegerbt von Wind und Wetter, und durch die Bank besaßen sie die Gesundheit von Bären. Was wir in dieser Bude von Romlavon fanden, das war anders, gelb, schmalwangig, ausgehöhlt vom Fieber. Wir sahen dunkle Augen, dunkle Hände, die zitternd den Drink verschütteten, den sie zum Munde führten, Schultern, die im Husten zuckten. Außerdem waren die Burschen verkommener angezogen und schmieriger als alles, was ich je gesehen hatte. Sie wirkten irgendwie feucht—feucht und schwül wie das verdammte Klima in der verdammten Gegend.

Natürlich erregten wir beträchtliches Aufsehen in unserer Stadtkluft, so mit Hut und Schlips, aber wir störten uns nicht daran. Wir suchten uns einen freien Tisch und bestellten irgend etwas.

Der Wirt brachte uns zwei Gläser. Er verlangte einen höheren Preis für den Fusel als wir im *Americano* für echten Scotch bezahlt hatten, und als wir uns dann die Gläser genauer ansahen, verzichteten wir darauf, das Gebräu zu kosten.

Lohmann kam nach zehn Minuten wieder.

„Der Jeep steht draußen. Wenn Sie wollen, können wir starten. Oder wollen Sie hier übernachten?“

„Vielen Dank,“ antworteten Phil und ich wie aus einem Mund. Lohmann bemerkte unser Erstaunen über die Kneipe und die Leute darin und lachte auf.

„Gummisucher,“ erklärte er, „Sie verpassen, was Sie in einem halben Jahr im Urwald verdient haben. Für sie ist Romlavon Zivilisation in Reinkultur. Es gibt sogar eine Tanzbar mit Mädchen, die für kein Hafenviertel einer Großstadt mehr taugen. Hier gelten sie als der Inbegriff all dessen, was das Leben lebenswert macht. Gehen wir.“

Der Jeep war eine prima Sache, sozusagen etwas Vertrautes, ein Ding aus den Vereinigten Staaten. Am Steuer hockte eine braunhäutige Gestalt mit einem Rieenhut auf dem Schädel. Wir verfrachteten uns und unser Gepäck. Es ging los.

Der Jeep war zwar aus den Staaten, aber die Straße, die er befuhr, befand sich in Brasilien, und dazu noch in einem Gebiet, das eigentlich nur Urwald war. Dazu fuhr der Halbidiot vorne am Steuer, als gelte es, einen Rekord aufzustellen.

„Pedro findet diesen Teil der Straße noch gut,“ brüllte uns Lohmann zu. „Später, wenn sie schlechter wird, wird er langsamer fahren.“ Er lachte.

Als es hell wurde, sahen wir, daß wir durch eine Schneise fuhren, die quer durch den Urwald gehauen war. Links und rechts verfilzte sich ein undurchdringlicher Pflanzenwuchs zu einer grünen Wand, in die man keine zwei Schritte eindringen konnte, ohne sich rettungslos in ein Gewirr von allem nur denkbaren Grünzeug zu verfangen. Die Kronen der Bäume bildeten ein völlig geschlossenes Dach, durch das die Sonne nur in die schmale Spur der Schneise einzudringen vermochte.

„Früher war das ein Fußpfad vom Amazonas zur Bahn. Später wurde er von Maultieren benutzt,“ erklärte Lohmann. „Mein Vater ließ ihn auf Wagenbreite bringen. Es kostete ihn den Ertrag zweier Gummiernten, und es macht heute noch rund zehn Prozent meiner Unkosten aus, ihn von Zuwachungen freizuhalten. Der Urwald frißt sofort wieder auf, was der Mensch aus der Hand läßt.“

Hinter dem Jeep holperte ein großer Anhänger, auf dem sich die Benzinkanister stapelten. Von Zeit zu Zeit mußten wir tanken. Die Sonne stand jetzt hoch. Ihre Strahlen brannten auf uns herab. Der Urwald begann eine Unmenge von Geräuschen auszuströmen. Dünfte mischten sich mit abscheulichem Gestank.

Lohmann gab uns Erklärungen. Er wies uns Lianen, die wunderbar klares Trinkwasser enthalten. Er zeigte uns die Unmengen von Kolibris, von Riesenfaltern, die durch die Luft schwirrten und schaukelten. Gleichmütig machte er auf eine große gelb-schwarze Schlange aufmerksam, die sich an einem Ast ringelte.

„Eine Anakonda. Sie ist nicht giftig, aber sie kann einen Menschen erdrücken.“

Es gab herrliche Orchideen auf den Bäumen, Orchideen, wie sie in New York zehn bis fünfzehn Dollar das Stück kosten. Hier galten sie als Unkraut.

Lohmann löste den Fahrer ab, der sich sofort in den Anhänger zu den Benzinkanistern verfügte, den Hut auf das Gesicht drückte und dort offenbar, wie ein Federball auf und ab hüpfend, wunderbar schlief—von uns glühend beneidet.—Später nahmen auch Phil und ich abwechselnd das Steuer. Erst während der Nacht fuhr dann Wieder der Peon.

Ich glaube, ich bin dann trotz aller Schaukelei schließlich eingeduselt, denn erst ein Griff Lohmanns an meine Schulter brachte mich wieder zum Bewußtsein meiner selbst.

„Wir sind da!“

Ich sah ein langes, flaches, freistehendes Gebäude, das weiß durch die Dunkelheit schimmerte, wälzte meine steifen Glieder vom Wagen, reckte und streckte mich und stöhnte selig.

„Wollen wir essen?“ fragte unser Gastgeber.

„No,“ antwortete ich. „Schlafen!“ Und Phil an meiner Seite nickte nachdrücklich.

Wir schliefen runde zwölf Stunden in langen, kühlen Betten, unter einem Moskitonetz und nur zugedeckt mit einem Leinentuch, während ein Ventilator uns Kühlung zufächelte. Erst gegen Mittag des anderen Tages trafen wir uns mit Lohmann zu einem Frühstück, und dann fuhr er uns durch seine Plantage.

Was Lohmann, sein Vater und sein Großvater hier in den Urwald gezaubert hatten, das grenzte an ein Wunder. Schnurgerade, auf einer Fläche von Quadratmeilen, standen die Gummibäume, denen sorgfältig nach einem bestimmten Plan die Gummimilch abgezapft wurde, damit der Baum sich nicht verblutete.

„Die Gummisucher im Urwald ruinieren durch brutales Anzapfen die Bäume,“ sagte Lohmann. „Uns Farmern könnte es nur recht sein, denn sie müssen, immer tiefer eindringen, und damit wird der Rohgummi nur teurer.“

Vorbildliche Lagerhallen nahmen die Rohballen auf, und die Räucheranlage arbeitete fast automatisch. Das Wohnhaus war bequem eingerichtet und bot allen Komfort, ohne üppig zu sein. Lohmann beschäftigte ungefähr achtzig Leute, die zum guten Teil aus Familien bestanden. Die meisten von ihnen waren Indianer oder Indianer-Mischlinge, aber wie die meisten Südamerikanischen Indianer hatten sie ihre Stammesgewohnheiten längst aufgegeben.

Am Abend saßen wir bei einem guten Drink beisammen, der in einem tiefen Erdschacht gekühlt worden war, die einzige Möglichkeit, ein Getränk kalt zu bekommen, wenn es kein Eis gab.

„Ich habe das Motorboot für morgen früh bereitstellen lassen,“ sagte unser Gastgeber. „Die für Sie bestimmten Sachen hat Pedro auf Ihre Zimmer gebracht. Ob Sie mit Gewehren umgehen können, brauche ich nicht zu fragen. Wir nehmen acht meiner Leute mit und zwei Kanus als Schlepp. Den Amazonas hinauf ist die Sache kein Problem. Die hundert Meilen schaffen wir in vier Tagen, auch ein gutes Stück den Rio Alacies hinauf werden wir mühelos schaffen. Dann aber wird es kritisch. Fünfzehn, zwanzig, vielleicht auch noch hundert Meilen müssen wir die Kanus benutzen. Das kann zehn Tage dauern. Wenn wir Pech haben auch zwanzig. Es richtet sich ganz nach den Wasserverhältnissen und wieviel Stromschnellen wir antreffen. Als letztes besteht die Möglichkeit, daß wir vom Flußufer ins Innere müssen, um die Alacientes zu finden—wenn wir sie finden.“ Er lachte leicht.

„Ich glaube, Mr. Cotton und Mr. Decker, Sie haben immer noch keine rechte Vorstellung davon, worauf Sie sich da einlassen.“

„Gibt es nicht einen Führer, der uns an den ungefähr richtigen Platz bringen kann?“

„Sie meinen das, was man bei Ihnen einen Scout nennt? Tut mir leid. Solche Leute gibt es bei uns nicht. Vielleicht treffen wir Gummisucher, die uns Informationen geben können. Außerdem habe ich einen jungen Indianer auf der Farm. Ich

nenne ihn Tanto. Er gehört einem Stamme an, der sich Tanteros nennt. Sie hausen ungefähr dort, wo der Alacies in den Amazonas mündet, allerdings auf der anderen Flußseite. Hoffentlich können wir durch Tanto Verbindungen mit seinen Leuten aufnehmen. Das ist nämlich gar nicht so sicher. Wer zu den Weißen geht, wird oft unfreundlicher bei seinem Volk empfangen als die Weißen selbst. Aber die Tanteros gelten als ziemlich kontaktfreundlich. Wenn wir ganz viel Glück haben, finden wir dort einen Führer, der uns wenigstens etwas weiterhilft.“

„Denken Sie, was Sie wollen, Mr. Lohmann,“ sagte Phil und trank sein Glas aus. „Ich freue mich auf dieses Abenteuer. Ich habe genug Gangster im Urwald der Großstädte gejagt, und ich empfinde Ihren großartig bunten Urwald dagegen direkt als ein Paradies.“

„Ja,“ antwortete Lohmann ernst, „es sieht aus wie ein Paradies, aber täuschen Sie sich nicht, Mr. Decker. Es ist eine Hölle. Die *grüne Hölle*.“

Ich habe mich ein paarmal während meiner Tätigkeit für das FBI verkleiden müssen, mal als Strolch, mal als Hafenarbeiter und sonst noch mancherlei. Jetzt trugen Phil und ich eine Verkleidung eigener Art. Vielleicht sahen wir aus wie Forschungsreisende, vielleicht wie Jäger, jedenfalls war die Kluft, die Lohmann uns besorgt hatte, die einzig richtige in dieser Gegend.

Wir trugen kurze Hosen, ein kurzärmeliges Hemd mit vielen Taschen, Kniestrümpfe und derbe Schuhe. Wir hatten 4,35er Gewehre und Trommelrevolver, die wir an der Hüfte trugen. Die Null-acht waren sorgfältig eingölt in einem Schrank auf der Farm geblieben, weil sie viel zu rostempfindlich sind.

Lohmanns Kahn war so etwas wie ein großes Ausflugsboot, in dessen Mitte sich ein Verdeck befand, unter dem wir aßen, saßen und schliefen. Die Maschine, ein kleiner Dieselmotor, stand offen im Heck. Die Schraube lag ungewöhnlich hoch und quirlte das Wasser auf.

Das Boot war so flach gebaut, daß es heftig schwankte, wenn ein Mann von Steuerbord nach Backbord ging, aber dieser geringe Tiefgang war notwendig, denn der Amazonas schiebt Unmassen von Sand und Groll in seinem Bett und bildet immer neue Untiefen oder trägt sie ab. Ständig stand im Bug ein Mann, den Blick nach vorn gerichtet und dirigierte seinen Kollegen am Steuer mittschiffs mit Bewegungen seiner Hände.

Lohmanns Voraussagen stimmten genau. Wir schafften nicht mehr als rund fünfundzwanzig Meilen in vierundzwanzig Stunden. Am zweiten Tag sahen wir die Gestalt eines Mannes am Ufer, der uns mit seinem zerbeulten Hut zuwinkte. Lohmann ließ das Steuer herumlegen. Der Mann platschte durch das flache Ufergewässer auf uns zu, als wir nahe genug heran waren. Das Wasser reichte ihm bis zum Gürtel, bevor er sich zu uns ins Boot schwingen konnte. Sein Gesicht zeigte die übliche Urwaldfarbe, und sein Bart war verfilzt wie die Füllung einer alten Matratze. Es stellte sich heraus, daß er ein Schotte war, irgendwo im Hochland geboren, viel herum- und dann heruntergekommen, jetzt ein Gummisucher wie tausend andere.

„Dachte, Sie hätten vielleicht einen Schluck an Bord,“ sagte er zur Begrüßung. Lohmann schenkte ihm eine Flasche. Er labte sich gründlich und fühlte sich dann zu einem Gespräch aufgelegt.

„Wohin wollen Sie?“ fragte er.

„Zum Rio Alacies.“

Er stieß einen Pfiff aus.

„Wollen Sie sich den *großen Jaguar* ansehen?“ Es war etwas wie Spott in der Stimme.

„Hallo, was wissen Sie über den *großen Jaguar*?“ fragte ich überrascht. „Und woher wissen Sie es?“

„Woher? Vielleicht von den Büffelaffen! Vielleicht von den Wasserschweinen oder den Alligatoren. Woher man so etwas im Urwald eben weiß. Jedenfalls hatte ich zwei Kollegen, die ins Alacies-Gebiet zogen, und die nicht zurückkamen. Ich wollte auch hin. Der Gummibaum kommt dort reichlich vor. Man braucht nicht sehr zu laufen, aber ich fand ihre Reste und verzog mich schleunigst einige Meilen flußabwärts. Die Alacientes spielen verrückt. Sie sollen sich einen großen Zauberer zugelegt haben, und so scheu sie früher waren, so frech sind sie jetzt geworden.“

Wir unterhielten uns noch ein wenig mit ihm. Klarheit konnten wir nicht gewinnen. Es liefen Gerüchte durch die „Hölle“, daß das Gebiet um den Rio Alacies zur Zeit besonders gefährlich war, das war alles.

„Schönen Dank für den Whisky,“ verabschiedete sich der Tramp schließlich und sprang, die Flasche mit dem Rest im Arm, wieder über Bord. Vom Ufer aus sah er uns nach.

Wir fuhren. Immer noch war der Amazonas breit wie ein See. Wir sahen ganze Herden von Alligatoren, Schwärme von Paradiesvögeln, Wolken von Mücken und Fliegen. Der Fluß war ein einziger riesiger Brutkasten, in dem Pflanzen und Tiere üppig gediehen, aber auch Bakterien und Fieber.

Am vierten Tage unserer Reise erblickten wir eine große Abzweigung. Jedenfalls sah es für uns so aus, aber es war die Mündung des Rio Alacies in den Amazonas.

„So weit wären wir,“ meinte Lohmann, „aber jetzt wollen wir erst einmal auf die andere Seite gehen, um zu versuchen, ob wir von den Tanteros etwas erfahren können.“

Der junge Indianer, den Lohmann Tanto nannte, hatte die vier Tage über schweigsam vor unserem Verdeck gesessen. Am Anfang der Reise trug er noch Leinenhose und Hemd, aber mit jedem Tag glitt er mehr in seinen Urzustand zurück, und jetzt war er nur noch mit einem geflochtenen Lendenschurz bekleidet und hatte selbst die Sandalen abgelegt.

Wir überquerten den Amazonas, tuckerten noch ein Stück flußaufwärts und legten uns für die Nacht am Ufer vor Anker.

Mit dem ersten Licht des nächsten Tages brachen wir auf. In den Kanus setzten wir zum Ufer über, vertäuten sie und machten uns auf den Weg landeinwärts.

Weg? Das ist nur eine Redensart. Jeden Schritt mußten wir uns mit der Machete, dem schweren Haumesser, freischlagen. Außer dem Indianer waren nur noch Pedro und wir drei von der Partie.

Wir wurstelten uns den ganzen Vormittag durch das grüne Dickicht. Um Mittag herum rasteten wir auf einer winzigen Lichtung. Lohmann sprach mit Tanto, der Indianer nickte und verschwand lautlos in der Vegetation. Sein Herr setzte sich zu uns und meinte sorgenvoll: „Hoffentlich erledigen sie ihn nicht, ohne ihn überhaupt anzuhören.“

Wir warteten vier Stunden. Dann rauschte es leicht im Wald, und Tanto und ein zweiter, sehr alter Indianer standen wie aus dem Boden gewachsen vor uns. Die alte Rothaut trug einen verrückten Kopfputz, Speer, Blasrohr und den Köcher mit den kleinen, vergifteten Pfeilen.

Es begann ein großes Palaver zwischen Tanto, dem Alten, Lohmann und Pedro, das wir ruhig hätten verschlafen können, denn wir verstanden nicht ein Wort davon, aber wir konnten den Blick nicht von den Wilden lösen.

Sie müssen das verstehen. Phil und ich sind New Yorker, wenn ich auch in Connecticut geboren bin. Wenn es auch noch Indianer bei uns gibt, so gibt es doch keine Wilden mehr. Wenn man bei uns einen Häuptling im vollen Feder schmuck vor seinem bemalten Zelt sieht und die Kamera zückt, um diese aufregende Begegnung festzuhalten, dann besteht immer die Gefahr, daß der alte Krieger rät: ›Nehmen Sie die Blende acht und belichten Sie eine fünfzigstel Sekunde.‹

Davon konnte hier keine Rede sein. Als das Palaver nach zwei Stunden zu Ende war, schenkte Lohmann dem Häuptling ein Messer und zwei Tüten Salz. Der Alte nahm die Dinge schweigend entgegen. Eine kurze Bewegung, und das Dickicht verschluckte ihn. Lohmann kam zu uns zurück.

„Tja,“ sagte er nachdenklich, „das hört sich alles sehr merkwürdig an. Um es kurz zu machen, Tantos Häuptling erzählt ungefähr folgendes: Die Alacientes haben die verbotene Stadt wieder betreten, nachdem dort ein großer Geist erschienen ist. Sie sind reich und mächtig geworden durch den Geist. Sie haben jetzt so viel Salz, wie sie wollen. Das ist im Grunde alles.“

„Und dafür brauchen Sie zwei Stunden?“ brummte Phil.

„Wie immer es sei, Mr. Lohmann,“ sagte ich. „Wir werden Schwierigkeiten bekommen.—Hören Sie, ich verstehe nichts von Ihrem Urwald und seinen Leuten, aber wenn sie in einem solchen Dickicht über uns herfallen, nützen unsere Gewehre uns nicht mehr als Spazierstöcke. Gibt es nicht irgendwelche Tricks, mit denen wir sie im Schach halten können?“

Lohmann grinste ein wenig.

„Sie bekommen ja Urwaldverstand, Mr. Cotton,“ lachte er. „Ich habe vorgesorgt. Sie werden sehen.“

Wir wühlten uns zum Ufer zurück und erreichten es knapp vor Einbruch der Dunkelheit.

Am anderen Morgen kurvte unser Kahn in den Lauf des Rio Alacies ein und arbeitete sich vorwärts. Der Alacies strömt viel stärker als der Amazonas. Unser Boot hatte es schwer. Außerdem schlängelte sich der Fluß in scheußlichen Windungen.

Gegen Abend vernahmen wir ein Geräusch. Ein leises, sehr fernes Donnern mischte sich in den mannigfachen Tierlärm, ein Donnern, das mit jedem Yard, den wir gewannen, lauter wurde.

Ich sah Lohmann fragend an.

„Sie werden sehen!“

Das Donnern schwoll zu einem ohrenbetäubenden Getöse an. Als wir eine Schleife umschiffen hatten, sahen wir die Ursache. Über die ganze Flußbreite donnerte der Alacies in einem mindestens vierzig Fuß hohen Wasserfall zu Tal.

„Schluß mit der Bootsfahrt!“ schrie uns Lohmann ins Ohr. Das Boot wurde am Ufer verankert. Unter dem Brüllen des Wasserfalls setzte uns Lohmann auseinander, wie es weitergehen sollte.

Die Kanus waren leicht genug, um getragen zu werden. Jedes Boot bekam vier Mann Besatzung. Phil, ich und zwei Mann, die Juan und Gustom hießen, sollten in das eine Boot, in das andere Tanto, Pedro, Lohmann und ein gewisser Folio. Die Boote sollten oberhalb des Wasserfalls wieder ins Wasser gesetzt werden, und dann wollten wir weitersehen. Das Motorboot mit dem Rest der Besatzung sollte unter allen Umständen auf unsere Rückkehr warten.

Nach diesen Vorschlägen wurde am nächsten Tage verfahren. Lohmanns Leute brachten unsere Boote zu Land über den Wasserfall hinweg. Wir verfügten uns in die zerbrechlichen Fahrzeuge und paddelten los.

Die Kräfte unserer Leute genügten, um das Boot vorwärts zu treiben, aber wir ließen uns die Handhabung der Paddel zeigen und arbeiteten mit. In wenigen Stunden hatten wir als sportbegabte Männer den Dreh heraus. Wir hielten die Boote nahe am Ufer im Rückstauwasser, denn gegen die Strömungsgewalt in der Flußmitte war wahrscheinlich kaum anzukommen.

Ich erwartete, die Padderei würde so an die vier Tage dauern, und war erstaunt, als Lohmann, dessen Boot zwei Längen vor uns lag, am frühen Nachmittag anhalten ließ und uns Zeichen gab, längsseits zu kommen.

„Sehen Sie das?“ sagte er und zeigte auf eine Stelle am Ufer.

„Sieht aus wie eine kleine Lücke in der Waldmauer.“

„Tanto hat es gesehen. Ein Indianerpfad zum Fluß. Wahrscheinlich von den Alacientes angelegt. Offenbar sind wir schon am Ziel, aber besser, wir nächtigen auf der anderen Flußseite.“

Es war eine Schinderei erster Ordnung, die Kanus über den Fluß zu bringen, ohne abgetrieben zu werden. Wir schafften es mit Ach und Krach. Lohmanns Männer hackten in Windeseile einen Platz mit den Macheten frei, klopfen Boden und Bäume nach Schlangen ab und spannten die Hängematten zwischen die Stämme. Mit vom Paddeln schmerzenden Armen und Schultern hauten wir uns hinein.

Morgen also würde es losgehen. Ich weiß, daß ich lachte, als ich mich auf die Seite drehte. Es kam mir plötzlich so komisch vor. Was hat schließlich ein G-man aus New York im Urwald am Amazonas zu suchen?

Der Pfad war so breit, daß zwei Männer nebeneinander gehen konnten. Lohmann und ich hielten die Spitze. Unmittelbar hinter uns gingen Phil und Tanto. Wir marschierten zwei Stunden, drei, vier. Außer den üblichen Lauten des Urwaldes rührte sich nichts. Man brauchte Nerven, stundenlang diesen sich schlängelnden Weg zu beschreiten, der wie ein Gang in einer grünen Höhle voll seltsamen Dämmerlichts war.

Dann plötzlich, wie aus dem Urwald erwachsen, standen sie vor uns, sperrten den Pfad, eine ganze Rotte von nackten Indianern, die Gesichter mit wenigen weißen Strichen bemalt, die typische Topffrisur der Alacientes, in den sehnigen Händen Blasrohre oder Speere. Wir konnten nur die Gesichter der ersten drei oder vier erkennen. Dahinter reihte sich Kopf an Kopf, und wahrscheinlich, was schlimmer

war, lauerten sie rings um uns im Dickicht. Wir stoppten, als wäre ein Blitz vor unsere Füße gefahren.

„Nicht schießen,“ sagte Lohmann leise. »Nicht bewegen!«

Er hatte sich heute morgen eine schwere Signalpistole an den Gürtel gehängt. Sehr langsam tastete seine Hand danach, den Blick fest auf die Indianer gerichtet.

Ganz vom stand ein Mann in den besten Jahren mit einigen wenigen Federn in den Haaren. Er starrte uns lange an, dann wandte er sich an seine Rotte und redete in gutturalen Lauten heftig auf sie ein.

„Jetzt geht’s gleich los,“ sagte Lohmann zwischen den Zähnen. Er hatte die Signalpistole vom Gürtel gelöst. Durch die Indianer lief eine Bewegung. Meine Hand zuckte zum Gewehr. Es konnte nur noch Augenblicke dauern, bis der Häuptling seine Männer genügend aufgeputscht hatte.

In diesem Augenblick drückte Lohmann ab. Zischend, eine lange Rauchfahne hinter sich herziehend, zog eine Rakete schräg über die Köpfe der Indianer weg und explodierte nur zwei oder drei Fuß über ihnen mit einem donnerähnlichen Knall. Ein Regen grüner Funken stob herunter. Lohmann hatte einen ganz normalen Feuerwerkskörper abgeschossen, eines dieser harmlosen Dinger, die bei den Hochzeiten von Fürsten und Filmstars Verwendung finden.

Die Indianer stießen einen einstimmigen Schrei aus. Ihre Köpfe flogen hoch.

Lohmann riß in fieberhafter Eile eine Rakete aus der Tasche seines Buschhemdes, drückte sie in den Lauf, hob die Pistole, zog ab.

Dieses Mal hatte er genau in die Indianer gezielt. Der Feuerwerkskörper explodierte in ihrer Mitte und sprühte rote Funken und zum Schluß noch einen kleinen hellen Blitz.

Das war genug für die Alacientes. Obwohl einigen von ihnen bestenfalls ein wenig die Haut versengt worden sein mochte, rissen sie aus wie die Hasen. Sie verknäuelten sich zu einem großen Wirrwarr zappelnder Gestalten, die sich bei der hastigen Flucht stießen, trampelten, boxten. In ihrer Angst verloren sie ganz ihre sonstige Geschmeidigkeit. Der Wald krachte unter ihren Schritten, die Äste brachen, die Zweige raschelten, und minutenlang tönnten noch die entsetzten Schreie. Dann wurde es still. Lohmann drehte mir langsam den Kopf zu, hob den Arm und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Wenn sie nicht darauf hereingefallen wären,“ sagte er, „dann wären wir jetzt schon tot. Curare-Pfeilgift tötet schnell.“ Auch wir konnten nicht lachen. Wir konnten uns kaum unseres Erfolges freuen. Wortlos nahmen wir unseren Marsch wieder auf, und erst nach einer ganzen Weile fragte ich Lohmann:

„Glauben Sie, daß sie uns noch einmal angreifen?“

„Das kommt darauf an, wer hinter ihnen steht. Wenn der *große Jaguar* es fertigbekommt, ihnen die Angst wieder auszutreiben, die wir ihnen eingejagt haben, greifen sie noch einmal an. Wir müssen vor der Dunkelheit einen Platz finden, der groß genug ist, daß sie uns aus dem Dickicht nicht mit den Blasrohren erreichen können. Die Pfeile tragen nicht sehr weit.“

Wir fanden diesen Platz nach zwei weiteren Stunden Marsches. Ich glaube, wir standen alle wie erstarrt, als der Urwald rechts und links des Pfades plötzlich zurückwich und der Weg in ein weites Trümmergelände mündete. Zerborstene Gebäudereste, zerbrochene Tempelanlagen, zu merkwürdigen Gebilden geformte

Steinsäulen mischten sich mit wieder aufschießendem Gestrüpp zu einem Plateau von vielleicht einer Quadratmeile Größe.

Wir sahen Lohmann fragend an. Wenn einer, so mußte er wissen, wo wir uns hier befanden.

Er spürte wohl, was wir dachten.

„Sie irren sich,“ sagte er. „Ich weiß auch nicht, was das bedeuten soll. In Peru und Mexiko habe ich solche Baureste gesehen. Überbleibsel der Inkas oder der Mayas oder der Azteken, aber ich wußte nicht, daß so etwas auch in dem Dschungel des Amazonas zu finden ist.“

Er ging langsamen Schrittes auf die nächste Säule zu. Verwittert, ließ sie dennoch die Formung eines Götzenbildnisses erkennen. Er legte die Hand darauf.

„Das ist Hunderte, vielleicht Tausende von Jahren alt,“ fuhr er leise fort. „Gebaut von irgendeinem versunkenen Volk, gemieden von den Wilden als *verlorene Stadt*. Ich glaube, Archäologen würden sich freuen, an unserer Stelle zu stehen.“

Ich zuckte die Schultern.

„Wissen Sie, Lohmann, bei allem Respekt vor der Wissenschaft, aber ich suche anderes hier. Ich denke, in diesem Trümmerfeld finden sich intakte Gebäude genug, um eine Falschmünzerei aufzuziehen. Wollen wir suchen?“

Er erwachte aus seiner Versunkenheit.

„Für heute zu spät. Sehen Sie dort drüben die Wände, von denen noch drei intakt sind? Unsere Leute können die Umgebung von Gewächsen säubern. Der Bau bietet eine leidliche Unterkunft für die Nacht, so daß wir nur eine Seite gegen die Alacientes zu verteidigen brauchen, falls sie kommen.“

Wir machten uns gemeinsam an die Arbeit. Als die Nacht hereinbrach, lagen wir Weißen in den Hängematten. Unsere Leute hatten ein Feuer entzündet und hockten davor. Abwechselnd ging einer von ihnen um die Ruine Patrouille.

Es wurde eine der seltsamsten Nächte, die ich je erlebt habe. Der alte Pedro am Feuer begann leise zu erzählen. Lohmann übersetzte es für uns.

Es waren alte Sagen, von denen Pedro berichtete. Uralte, oft verworrene Geschichten, in denen es nur so wimmelte von Grausamkeiten, von Spuk und Zauberei, von bösen Geistern und großen Zauberern.

Nein, ich glaubte nicht daran. Selbstverständlich nicht. Ich bin aus New York, aber die traurige, leicht ängstliche Stimme des Indios, die Gesichter der Männer im flackernden Schein des Feuers, die geradezu bizarre Unwirklichkeit der Landschaft, von der Ich mich umgeben wußte, das alles verfehlte seine Wirkung auch auf mich nicht. Wer weiß, welcher Urgrund in solchen Geschichten steckt, die sich über Jahrhunderte von Generation zu Generation erhalten haben. Wirklich, ich konnte nicht schlafen. Ich hörte zu, und manchmal lief mir ein kleiner, kühler Schauer über den Rücken.

Es wurde Mitternacht. Pedro sprach immer noch. Tanto hatte jetzt die Wache übernommen und umkreiste das Gebäude. Von Zeit zu Zeit tauchte seine fast nackte Gestalt, den Speer in der Hand, vor der offenen Seite auf. Einmal blieb er stehen, starrte lange in die Nacht hinaus, ging dann auf nackten Füßen lautlos zu Lohmann und sagte leise: „Onza!“

Lohmann richtete sich in der Matte auf und griff zu seinem Gewehr.

„Was gibt's?“ fragte ich.

„Er sagt, ein Jaguar. Die Eingeborenen nennen ihn Onza!“

Ich nahm meine Büchse, Phil ebenfalls. Wir folgten dem Indio vor das Gebäude.
„La,“ flüsterte er und zeigte mit dem Arm.

Ich sah es sofort. Vielleicht in fünfzehn Schritt Entfernung funkelten zwei grünliche, sehr große Katzenaugen.

„Wollen Sie ihn schießen?“ fragte Lohmann. „Gut zielen. Zwischen die Augen. Der Jaguar ist gefährlich, wenn er angeschossen ist. Sonst übrigens auch!“

Ich zog die Büchse an die Schulter. Es war in der Dunkelheit nicht leicht, Kime und Korn überhaupt zusammenzubringen, aber dann gelang es mir vor dem grünlichen Licht der Katzenaugen. Ich schwenkte einige Millimeter nach rechts und rührte am Abzug. Der Schuß dröhnte schwer durch die Stille, noch in den Schuß hinein rief Lohmann: „Gefehlt!“ Er riß seine Büchse hoch und feuerte.

Ich hatte die Büchse abgesetzt, und ich sah: noch immer leuchteten die Jaguaraugen.

„Sie schießen auch nicht besser,“ lachte ich und wollte meine Büchse erneut ansetzen, nachdem ich repetiert hatte, aber Lohmann legte mir die Hand auf den Arm.

„Das... ist doch... nicht möglich,“ sagte er mit schwerer Zunge.

„Was?“ fragte ich ahnungslos.

Er warf sich geradezu zu mir herum.

„Mensch!“ schrie er. „Glauben Sie, ein gewöhnlicher Jaguar bleibt ruhig liegen, wenn man versucht, ihm zweimal eins aufzubrennen?“

Ich starrte ihn offenen Mundes an. Dann lachte ich:

„Sicherlich ist es der *große Jaguar!*“ Und ich nahm meine Büchse hoch und rührte am Abzug.

Nichts!—Die grünen Augen starrten uns unentwegt an.

Ich preßte die Lippen zusammen. Dieses merkwürdige Vieh würde ich jetzt untersuchen. Ich lud durch und tat den ersten Schritt. „Bleiben Sie hier!“ rief Lohmann hinter mir. Ich ging weiter, bereit, das Gewehr an die Wange zu reißen. Die Augen wurden größer. Es schien so, als leuchteten sie intensiver. Zehn Schritte, acht, sieben. Ich glaubte, die Umriss der großen Katze zu erkennen, zog den Schaft an die Wange und krümmte den Finger.

In diesem Augenblick verschwanden die grünen Augen. Sie verschwanden, ohne daß das leiseste Geräusch eines sich bewegenden Körpers zu vernehmen gewesen wäre.

Ich setzte verblüfft das Gewehr ab und drehte mich um. Kurz hinter mir stand Phil, in wenigen Schritten Abstand Lohmann. Von Tanto war nichts mehr zu sehen.

„Haben Sie ihn abspringen sehen?“ fragte ich.

Lohmann schüttelte den Kopf.

„Besorgen Sie mir eine Taschenlampe.“

Er mußte selber zur Ruine, um sie zu holen. Weder Pedro noch sonst einer von unseren Leuten reagierten auf Rufen.

Kurz und gut, wir suchten den Boden ab, zollweise. Nichts, keine Spur.

Ich haute mich in meine Hängematte und knirschte ein bißchen mit den Zähnen. Leuchtende Jaguaraugen im Dunkel, ohne den dazugehörigen Jaguar, hi-hi. Klar, daß die Eingeborenen darauf hereinfliegen. Ich brauchte mir sie nur anzuschauen, wie sie dort am Feuer hockten, Pedro, Juan, Gustom, Folio. Wie eine

Herde verschüchterter Hühnchen, Gespenstergeschichten, das war es, worauf sie bestens reagierten.

Ich feuerte die Zigarette weg und warf mich auf die andere Seite. Bei Tageslicht würden sie, so hoffte ich, vernünftiger werden.

Im Gänsemarsch latschten wir durch das wüste Trümmerfeld. Von den Alacientes sahen wir kein Haar, aber immer wieder kamen neue, mehr oder weniger zertrümmerte Gebäudereste. Jeden einzelnen untersuchten wir gründlich. Manche hatten Treppen und führten einige Fuß in die Erde hinab, aber bestenfalls stießen wir auf mittelgroße, ausgemauerte Hohlräume, von denen aus es nicht weiterging.

Bei dieser Art der Untersuchung des Geländes brauchten wir Zeit. Von den Augen in der Nacht wurde nicht mehr gesprochen, und einzig daran, daß sich Lohmanns Leute eng bei uns hielten, merkten wir, daß die Angst noch in ihnen war.

Phil und ich kamen gegen Mittag gerade wieder aus einem Loch hervor, als Lohmann den Arm ausstreckte und sagte:

„Sehen Sie dort zwischen den Bäumen, Cotton? Das scheint ein größeres Gebäude zu sein.“

Ich sagte Ihnen schon, das Trümmerfeld war schätzungsweise eine Quadratmeile groß. Ringsherum wucherte natürlich der Urwald und zog seine undurchdringlich scheinende Mauer. An der Stelle, wohin Lohmann zeigte, schimmerte es grau in der grünen Wand. Wir stiefelten darauf zu, und je mehr wir uns näherten, desto besser erkannten wir, welches Ausmaß dieses Bauwerk mitten im Urwald hatte. Zunächst einmal stießen wir auf eine vielleicht fünf Meter hohe Mauer, gefügt aus behauenen Quadratblöcken, die ohne Mörtel so genau aneinandergefügt waren, daß keine Messerklinge in die Spalten paßte. Links und rechts überwucherte der Wald dieses Gebilde, und der einzige Eingang war ein mannsbreites und nicht einmal fünf Fuß hohes Tor, eigentlich nur ein Spalt in der mächtigen Mauer.

Wir standen davor und konnten uns zunächst nicht entschließen, einzudringen.

„Es müssen Menschen den Eingang benutzen,“ sagte Lohmann. „Er wäre sonst von Gebüsch überwuchert.“

„Okay, benutzen wir ihn,“ antwortete ich, nahm zur Vorsicht den Trommelrevolver aus der Tasche, bückte mich und zwängte mich durch den Spalt.

Hinter der Mauer öffnete sich eine freie Fläche von einigen Yard. Dahinter erhob sich eine zweite Wand, womöglich noch höher als die eben passierte, und genau unserem Spalt gegenüber lag in dieser Wand eine Öffnung, die jetzt schon breit und groß war.

Ich wartete, bis alles sich in dem Innenhof versammelt hatte und steuerte dann das zweite Tor an. Ich kam bis auf fünf Schritte heran, als plötzlich in der Öffnung ein Tier auftauchte.

Wenn ich in Zoologie auch nicht besonders bewandert bin, soviel sah ich doch: es war ein Jaguar, ein ungewöhnlich starkes, fast schwarzes Tier.

Ich ließ den Colt fallen und riß das Gewehr von der Schulter. Noch bevor ich abdrücken konnte, ging hinter mir eine ganze Kanonade los. Lohmann und Phil schossen, und auch ich zog noch durch. Der Jaguar sah uns an, gähnte herzhaft und verschwand wie weggepustet von der Bildfläche.

Ich drehte mich um. Phil, Lohmann und ich, wir blickten uns an, sahen dann auf unsere Gewehre, als könnten sie daran schuld sein.

„Ich bin ganz sicher, daß ich ihn traf,“ sagte Phil. „Er muß meine Kugel zwischen die Augen bekommen haben.“

Ich war genauso sicher, und es erweckte ein dämliches Gefühl, einem Jaguar zu begegnen, der eine solide Sthlkugel zwischen die Augen mit einem Gähnen quittierte und dann verschwand, als sei er fortgezaubert.

Ich dachte nicht daran, mich von solchen Ereignissen hindern zu lassen und marschierte entschlossen auf das Tor zu. Phil folgte mir, aber Lohmann wurde von Pedro in eine heftige Debatte verstrickt, die schließlich in Geschrei ausartete.

Der Anblick, der sich uns nach dem Passieren des zweiten Tores bot, war schlechthin grandios. Hinter einem kleinen Vorhof, der von Mauern und Bäumen eingeschlossen war, gab es eine sehr große Treppe, die fast unbeschädigt zu einem Gebäude mit flachem Dach führte. Treppe und Gebäude waren aus den gleichen Quadersteinen gefügt wie die Mauern, und ich war überzeugt, daß unser weitere Überraschungen harrten, wenn wir das Gebäude, das völlig unbeschädigt zu sein schien, betraten.

Zunächst einmal warteten wir auf Lohmann und die Leute. Sie erschienen der Reihe nach mit mürrischen Gesichtern. Lohmann trieb sie vor sich her.

„Sie wollen zurück,“ erklärte er. „Sie halten die Gegend für verzaubert und voller Gespenster. Sie sind überzeugt daß ein Fluch jeden trifft, der hier eindringt. Es gibt ein paar alte Sagen. Sie haben gestern davon gehört. Pedro behauptet, die Geister machten unsere Kugeln wirkungslos, und die Tatsachen sprechen für ihn. Sie geben uns nicht viel Chancen, lebendig hier herauszukommen, wenn wir nicht schleunigst den Rückzug antreten.“

„Ich habe keine Erfahrungen mit Gespenstern,“ lachte ich, „aber ich würde gern welche machen.—Untersuchen wir den Bau dort oben.“

Wissen Sie, ich nahm den Aberglauben der Eingeborenen nicht ernst. Später stellte sich heraus, daß er uns noch Schwierigkeiten genug machen sollte.

Wir stiegen die Stufen empor. Es waren dreiundachtzig. Dann zwängten wir uns durch die Öffnung in der Mauer des Gebäudes, die hier auch nur spaltschmal war und standen in einem kühlen, großen Raum, der sein Licht von einer Öffnung in der Decke empfing. Lohmanns Leute waren nicht zu bewegen, den Raum zu betreten. Mit Hilfe einer Taschenlampe machten wir uns an die Untersuchung. Der Fußboden war mit Platten belegt, die Wände aus gefügten Steinen. Im übrigen war der Raum kahl und leer, und wir fanden nichts Besonderes, bis auf... Phil entdeckte den Gegenstand in der äußersten linken Ecke. Er zeigte ihn Lohmann, grinste ein wenig und fragte: „Zahlen die Alacientes mit Goldmünzen?“

Es war ein amerikanischer Golddollar, und wenn wir auch nicht feststellen konnten, ob er echt oder falsch war, einen besseren Beweis dafür, daß wir uns hier an der richtigen Stelle befanden, konnten wir uns nicht wünschen.

„Gut,“ sagte Lohmann, „vielleicht werden Ihre Goldmünzen wirklich hier gemacht, aber wo? In diesem Raum doch sicherlich nicht.“

Ich rieb mir den Kopf.

„Stimmt,“ gab ich zu, „aber wir müßten versuchen, uns mit den Alacientes zu unterhalten. Sie werden genauer sagen können, wo ihr *großer Jaguar* steckt. Ihr

Dorf muß sich doch irgendwo hier in der Nähe befinden. Bemühen wir uns, es zu finden.“

Zunächst einmal legten wir eine Pause ein. Lohmann und ich machten uns am frühen Nachmittag auf den Weg. Tanto nahmen wir als Dolmetscher mit. Wir fanden das Dorf, primitive Laubhütten, kurz vor Einbruch der Dämmerung. Es lag ein gutes Stück von dem Trümmerbezirk seitab an einem Querspfad des Weges, der zum Fluß führte, aber es war leer. Wir fanden weder Krieger, noch Weiber und Kinder in den Hütten. Die Asche auf den primitiven Herdstellen war noch warm, und die Hütten erweckten ganz den Eindruck, als seien sie in großer Hast verlassen worden.

„Das ist nichts Außergewöhnliches,“ erklärte Lohmann. „Viele Urwaldstämme räumen ihre Dörfer, wenn sie sich entdeckt glauben.“

Wir machten uns auf den Rückweg und erreichten unsere Burg gerade mit dem Einbruch der Nacht.

Ich freute mich bei dem Gedanken daran, in dem kühlen Steingebäude zu übernachten, aber Lohmanns Leute waren nicht zu bewegen, den Bau zu betreten. Da Lohmann sie nicht allein lassen wollte, blieben Phil und ich ebenfalls aus Solidarität am Fuße der Trenne. Wir richteten uns ein, entfachten das übliche Feuer, aßen die Reste des gebratenen Wasserschweins, das vorgestern geschossen worden war, und besprachen leise unsere Möglichkeiten für den morgigen Tag. Wir beschlossen, die weitere Umgebung abzusuchen.

Ich war schon eingeschlafen, als mich einlanganhaltender, entsetzlicher Schrei, der in angstvolles Heulen mehrerer Stimmen überging, weckte. Ich dachte natürlich, daß uns die Alacientes angriffen, wälzte mich aus der Hängematte und ergriff das Gewehr. Das erste, was ich sah, waren nicht wütend heranstürmende Indianer, sondern die Gestalten unserer Leute im Scheine des noch flackernden Feuers.

Sie alle hatten die Gesichter dem Bau auf der Treppe zugerichtet. Der Mund des alten Pedro stand offen, und der ganze Mann zitterte wie Espenlaub. Juan, Gustom und Folio, diese drei stießen das wimmernde Geschrei aus. Juan und Gustom waren in die Knie gefallen, während Folio beide Hände gegen den Magen drückte, als hätte er Leibschmerzen. Von Tanto sah ich nur den gebeugten Rücken. Er lag auf dem Bauch und preßte das Gesicht in die Erde. In Lohmanns Antlitz sprangen die Backenmuskeln vor, so biß er die Zähne aufeinander. Seine Hand hielt das Gewehr, aber der Arm bebte leis. Phils Gesicht zeigte den Ausdruck höchster Aufmerksamkeit. Ganz langsam zog seine Hand den Colt aus dem Futteral.

Ich stand mit dem Rücken zur Treppe. Ich drehte mich um, und jetzt sah auch ich, was meine Kameraden so in Bann schlug. Oben, am Ende der Treppe, unmittelbar vor der Öffnung, die in das Innere des Baues führte, stand, oder besser ragte eine Gestalt. O nein, es war kein Mensch, und es war auch nicht wieder ein Panther. Vielleicht trifft es am besten, wenn ich sage, es war ein Mittelding von beiden. Irgend etwas grünlich Phosphoreszierendes wallte um es herum. Der Kopf war eindeutig der eines Jaguars, aber furchtbar entstellt und ins Große und Grobe verzerrt. Von diesem Kopf ging ein goldenes Strahlen aus, das die hinter der Gestalt liegende Mauer erhellte. Die ganze Erscheinung hatte etwas Durchsichtiges und Unwirkliches, und ich gebe gern zu, wenn ich mir als kleiner Junge bei den Erzählungen meiner Großmutter Gespenster vorstellte, dann sahen sie so aus wie

das Ding dort. In den Burschen geriet Bewegung. Sehr langsam, und ohne daß ein eigentliches Schreiten festzustellen war, kam er die Treppe herunter. Ungefähr auf der Mitte verharrte er noch einmal. Sehr plötzlich, mit einer ruckartigen Bewegung, hob er so etwas wie zwei Arme. Im nächsten Augenblick füllte blendend weißes Licht die Gegend, ein so helles Licht, daß ich nichts mehr sehen konnte, und gleich darauf rollte krachender Dogner.

Das war zuviel für unsere Leute. Als ich die geblendeten und im Reflex geschlossenen Augen wieder aufriß, waren Juan, Pedro, Gustom und Folio verschwunden, ebenso die Erscheinung auf der Treppe. Friedlich und bescheiden flackerte unser rotes Feuer. Tanto lag immer noch auf dem Gesicht.

Ich jagte die Treppe hoch. Wenn es noch irgendeinen Zipfel von diesem Geist zu packen gab, dann wollte ich ihn fassen. Ich mochte die Hälfte geschafft haben, als ein schriller und gellender Schrei scharf durch die Nacht schnitt, ein Schrei anderer Art als der, der mich geweckt hatte: der Todesschrei eines Menschen. Er kam von draußen, jenseits der Mauern.

Ich warf mich herum und hetzte in großen Sprüngen zurück. Ein Wunder daß ich nicht kopfüber unten landete.

Fast gleichzeitig mit mir erschienen zwei andere Gestalten keuchend am Feuer. Sie kamen aus dem Mauertor. Es waren Pedro und Folio.

„Die Alacientes,“ keuchte der Alte.

Ich verstand sofort.

„Das Feuer aus!“ rief ich und stieß selbst mit dem Fuß die Äste auseinander. „Die Treppe rauf!“ Ich sah, wie sie zögerten. „Verdammt, versteht ihr nicht, daß wir nur dort vor ihren Pfeilen sicher sind!“ brüllte ich sie an.

Lohmann und Phil hatten mit wenigen Griffen unsere notwendigsten Habseligkeiten zusammengerafft, vor allen Dingen die Waffen und die Munition und liefen schon. Jetzt entschlossen sich auch Pedro und Folio und Tanto. Zwei Minuten später hockten wir alle oben auf der breiten Steintreppe, wenige Stufen unterhalb des Gebäudes, aus dem das, na ja, Gespenst erschienen war.

Ich knöpfte mir mit Lohmanns Hilfe den alten Pedro vor und bekam schließlich trotz allen Zähneklapperns heraus, was sich ereignet hatte.

Als die Erscheinung auftauchte, waren sie alle wie gelähmt gewesen. Das grelle Licht, der donnernde Knall hatte sie in eine Panik gestürzt, und sie waren blindlings davongerast. Sobald sie die äußere Mauer hinter sich gelassen hatten, waren plötzlich im Trümmerfeld Gestalten vor ihnen aus dem Boden gewachsen: die Alacientes. Juan und Gustom bekamen Blasrohrpfeile oder Messer oder Speere ab. Pedro und Folio konnten sich hinter die Mauer zurückziehen. Das war alles.

Wir saßen hier oben, die Gewehre über den Knien, und warteten darauf, daß die Indios uns angriffen, aber es geschah nichts. Unten verglimmten die auseinandergezerzten Äste.

Ich ließ mir von Lohmann die Taschenlampe geben und betrat mit Phil den Bau. Wir leuchteten die Wände ab. Es war alles unverändert.

„Es riecht so seltsam hier,“ sagte Phil.

Ich schnupperte. „Stimmt. Jedenfalls anders als heute mittag, aber es ist nicht der Geruch von Pulver.“

Er lachte ein wenig. „Nein, aber ich finde, es riecht ausgesprochen modern. So nach Chemie.“

Wir gingen zu den anderen zurück. Klar, daß keiner in dieser Nacht mehr ans Schlafen dachte. Wir atmeten auf, als der Morgen langsam über den Wäldern aufstieg.

Unser erster Weg galt dem Trümmerfeld, um nach Juans und Gustoms Leichen zu sehen. Wir fanden nichts von ihnen. Einzig ein paar Blasrohrpfeile und einen Speer entdeckten wir.

Im Innenhof wünschte Lohmann eine Unterredung:

„Ich rate dringend, Mr. Cotton,“ sagte er, „geben Sie es auf. Auf die Dauer können wir uns hier nicht gegen die Alacientes behaupten, und es hat schließlich keinen Sinn, daß wir uns hier abschlagen lassen. Sie finden Ihren Goldmünzenfälscher hier doch nicht, denn an einen Kontakt mit den Alacientes können Sie jetzt nicht mehr denken.“

„Seien Sie mir nicht böse,“ antwortete ich mit einem kleinen Lächeln, „aber ich habe das Gefühl, der Bursche von gestern nacht ist auch Ihnen ein wenig an die Nerven gegangen.“

Er schnitt ein Gesicht. „Haben Sie vielleicht eine Erklärung für die Erscheinung und für die Jaguare, die Kugeln verdauen, um einfach zu verschwinden?“

„O nein, aber ich werde eine Erklärung finden. Verlassen Sie sich darauf.“

Er zündete sich nervös eine Zigarette an.

„Wir haben die Körper von Juan und Gustom nicht gefunden. Erlauben Sie mir, Ihnen zu erzählen, was Alacientes gewöhnlich mit getöteten Feinden machen. Alle Indios verehren irgendwelche Tiere als heilig. Mal sind es Alligatoren, mal Jaguare, mal Schlangen. Diese Tiere bekommen den getöteten Feind, oder auch den lebendigen, wenn er gefangengenommen wurde. Wie gefallen Ihnen diese Aussichten?“

„Amerikanische Gangster pflegen ihren Gegnern tiefgezielte Kugeln zu verpassen,“ entgegnete ich. „Ich finde, im Endeffekt kommt dieses auf dasselbe heraus.“

Lohmann gab noch nicht auf.

„Sie müssen doch zugeben, Mr. Cotton, daß Sie nicht die leiseste Chance haben, Ihren Mann zu entdecken. Lassen Sie uns zurückgehen. Wir alarmieren die Behörden und kommen mit einem starken Aufgebot wieder.“

Ich schüttelte den Kopf. „Sie vergessen, daß ich hier eine Aufgabe zu lösen habe. Abgesehen davon, daß ich daran zweifle, ob mir der brasilianische Innenminister überhaupt die Story von der Goldfälschergeschichte mitten im Amazonasgebiet abkauft, so dauert es auf jeden Fall Wochen, wenn nicht Monate, bis er Leute herschickt.—Glauben Sie, unser Mann wäre nicht klug genug, um zu wissen, daß wir auf jeden Fall wiederkommen, wenn wir jetzt türmen? In der Zwischenzeit baut er seinen ganzen Laden hier ab und zieht ihn woanders neu auf. Nein, Lohmann, jemand muß bleiben, um das zu verhindern oder es wenigstens festzustellen. Wir können nicht das ganze monatelange Suchen von vorne beginnen. Ich habe einen Gegenvorschlag. Gehen Sie mit Ihren Leuten und alarmieren Sie meinetwegen die Behörden, aber kommen Sie möglichst schnell mit genügend Leuten zurück, um uns die Alacientes vom Halse zu halten. Wir brauchen auch Werkzeug und genügend Material, um die ganze Geschichte hier gründlichst zu untersuchen. Es ist doch ganz klar, daß der *große Jaguar*, der sicherlich mit unserem Fälscher identisch ist, seine Werkstatt in dem Trümmerfeld hat.“

„Es dauert mindestens vierzehn Tage, bis ich zurücksein kann,“ antwortete Lohmann. „Ich finde nicht einmal einen Knochen von Ihnen wieder.“

„Unsinn, so schnell stirbt es sich nicht. Machen Sie sich auf die Strümpfe und kommen Sie rasch wieder. Sehen Sie zu, daß Sie heute noch den Fluß und die Boote erreichen.“

Eine halbe Stunde später standen Phil und ich am Eingang der äußeren Mauer und sahen unsere Freunde im Gänsemarsch durch das Trümmerfeld davonziehen. Als sie uns aus dem Blickfeld entschwunden waren, drehte sich Phil mir zu und sagte:

„Jetzt sind wir unter uns. Bin gespannt, mit welchen Methoden wir nun Indios, Fälscher und Gespenster bekämpfen wollen?“

Ich lachte. „Die Indios wollen wir uns möglichst vom Leibe halten, und Fälscher und Gespenst sind sicherlich der gleiche Gegner. Was ist ein Gespenst schließlich anderes als ein falscher Mensch! Wir wollen sehen, ob wir heute nacht den gleichen Besuch bekommen.“

Bis zur Nacht war es noch lange. Trotz der Gefahr blieben wir am Fuße der Treppe, um unserem Geist ein ungestörtes Erscheinen zu ermöglichen. Ein Feuer entzündeten wir nicht. Sahen die Indios, falls sie das Eindringen in den inneren Bezirk wagten, uns am Feuer, so boten wir prächtige Zielscheiben.

Als es dunkel wurde, hockten wir auf der untersten Stufe, die Gewehre über den Knien, die Colt-Taschen geöffnet. Ich hielt zur Vorsicht auch die Feuerwepk-pistole bereedt, die Lohmann uns überlassen hatte.

Wir warteten Stunde um Stunde.

„Um welche Uhrzeit ist der Herr Geist gestern eigentlich erschienen?“ fragte ich Phil.

„Wie es sich für einen anständigen Geist gehört, um Mitternacht,“ antwortete er mit leisem Lachen.

Schließlich schnitten sich die Leuchtzeiger auf der Armbanduhr. Es war Mitternacht. Wir drehten uns um und blickten zum Gebäude hinauf.

„Na?“ machte Phil leise und zweiflerisch.

Da—es wölkte wie ein grünlicher Schimmer aus dem Bau. Einen Lidschlag später ragte die Erscheinung vor der Wand. Es war genau wie gestern.

Ich berührte Phil am Arm und schob ihm mein Gewehr hinüber. „Wenn er jetzt herunterkommt, gehe ich rauf“, flüsterte ich. Ich nahm den Revolver in die Hand und machte mich startbereit. Wie gestern stand die Erscheinung erst eine Weile. Jetzt bewegte sie sich und glitt die Treppen herunter.

„Also,“ knurrte ich, richtete mich auf und jagte hoch.

Drei Stufen auf einmal nehmend hetzte ich die Treppe hoch, den Blick fest auf das „Ding“ gerichtet, das mir weiter entgegenglitt, übermenschlich groß wurde. Ein Dutzend Stufen trennten uns noch. Ich sah den unwirklichen Tierkopf, die lang vorstehenden Zähne. Noch drei, noch zwei Sprünge. Jetzt war ich vor ihm, und ich warf mich ganz nach vorne, um dem Burschen hei unterzureißen, was er an Maske und Stoff auf sich gehängt hatte. Meine Fäuste schossen vor. Ich packte zu— und ich griff ins Leere.

Es war, als stünde ich einen Augenblick lang im Licht. Von unten brüllte Phil; „Jerry!!!“ Ich hörte seine Füße auf den Treppenstufen. Im gleichen Augenblick peitschte ein Schuß. Ich hörte die Kugel in der Nähe vorbeisingen und ließ mich hinfallen. Und trotz allem, trotz dieser wahrhaftig nicht angenehmen Situation,

konnte ich ein triumphierendes Lachen nicht unterdrücken, denn diese Kugel war von oben gekommen, vom Tempelbau an dem Kopf der Treppe.

Das Licht, in dem ich zu stehen glaubte, erlosch noch, bevor Phil mich erreichte. Dann war er bei mir, keuchend, und gab mir mein Gewehr.

„Ich glaube, die Alacientes kommen,“ hastete er hervor. „Ich hörte Geräusche jenseits der Mauer.“

„Weiter hoch!“ sagte ich. „Gespenster sind mir immer noch lieber als Indios mit Giftpfeilen.“

Wir spurteten den letzten Rest der Treppe hoch. Ich hatte keine Hemmungen. Ich nahm die Taschenlampe in die eine, den Revolver in die andere Hand und drang in den Tempelbau ein.

Es blieb rätselhaft, woher der Schuß gekommen war, es sei denn, er wäre aus dem Gipfel eines der Bäume abgefeuert worden, die selbst das Haus noch um ein wenig überragten. Sonst gab es keine Erklärung, denn die breiten sich nach oben verjüngenden Treppenstufen schlossen voll und ganz mit der Wand des Baues ab, und rechts und links stand der Urwald.

Noch einmal machte ich mich an die Wände. Ich fand nichts. Ich setzte mich draußen zu Phil.

„Wie war das eigentlich, als ich den Geist anging?“ fragte ich.

„Es sah aus, als würdest du in ihn hineinrennen. Sehr plötzlich war deine Gestalt wie erhellt, dann fiel der Schuß, und dann waren Geist und Helligkeit erloschen.“

„Phil, ich bin froh, daß dieser Schuß fiel,“ sagte ich. „Auch Gespenster wehren sich also mit modernen Mitteln, wenn ihr Spuk nicht verfängt.“

„Okay, aber damit haben wir immer noch keine Erklärung, woher die Erscheinungen kommen, wohin sie gehen, und wie sie überhaupt entstehen.“

Ich zuckte die Schultern. Im Grunde war mir die Erklärung für solche Fragen nicht einmal interessant. Ich wollte einen Fälscher von Goldmünzen finden, der sich hier aufhielt. Mit Geistererscheinungen in und um alte Tempel mochten sich die Spiritisten befassen.

Phil zündete sich eine Zigarette an. Als er das Streichholz äusblies, blickte er angestrengt nach unten und sagte: „Wenn die Alacientes nicht leuchtende Augen haben, bahnt sich dort unten eine neue Erscheinung an.“

Ich hatte es schon selbst gesehen. Dort, am Fuße der Treppe, wo wir in der vergangenen Nacht gelagert hatten, tauchten grün glühende Punkte auf, verschwanden, kreuzten sich, bewegten sich neben und auch gegeneinander. Es waren genau die gleichen Dinge, die wir in der ersten Nacht auf dem Trümmerfeld für Jaguaraugen gehalten hatten.

„Jaguare oder Spuk?“ fragte Phil leichthin.

„Probieren wir es aus,“ antwortete ich, zog mein Gewehr an die Schulter und feuerte. Sämtliche Punkte erloschen.

„Echte Jaguare offenbar dieses Mal,“ stellte Phil fest.

Wir starrten in die Nacht. Sehr plötzlich waren zwei der glühenden Augen wieder da, dann noch zwei, schließlich wieder eine ganze Menge. Ich schoß noch einmal. Ein wilder, wütender Schrei, etwa wie ein heiseres Kreischen und Fauchen, antwortete. Die Punkte erloschen.

„Ich glaube, ich habe einen erwischt,“ sagte ich.

Es dauerte vielleicht eine Viertelstunde. Dann schlichen die Grün-Augen wieder dort unten herum.

„Wenn sie heraufkommen, kann es unangenehm werden,“ meinte Phil. „Es müssen fast ein Dutzend sein.“

„Ich glaube nicht, daß sie kommen. Immerhin, sobald sie versuchen, die Treppe zu erklettern, schieße ich wieder.—Willst du schlafen? Wir können eine Wache mit Ablösung einrichten.“

Phil stand auf, reckte sich und nahm sein Gewehr.

„In Ordnung, aber ich schlafe im Bau. Es ist angenehm kühl dort, und seitdem wir Lohmanns abergläubische Bande los sind, können wir es uns ja leisten.“

Er klopfte mir leicht auf die Schulter, verlangte noch, daß ich ihn bestimmt in zwei Stunden wecke, und stieg die wenigen Stufen zum Tempel hoch.

Ich saß allein in der Nacht und beobachtete die phosphoreszierenden Augen. Die Jaguare schienen sich nicht zu trauen, näher an uns heranzukommen. Ich überlegte, ob ich einem von ihnen noch eins auf das Fell brennen sollte, aber Phil schlief vielleicht. Der Schuß würde ihn völlig unnötig aufjagen.

Eine halbe Stunde später begannen die Biester eine höllische Katzenmusik. Sie jaulten, grunzten, fauchten und brüllten. Sie machten einen Mordsspektakel, und ich dachte, sie würden sich gegenseitig Mut anheulen und uns dann angreifen, aber sie verstärkten ihren Lärm nur bis zu Orkanstärke, dann verstummten sie plötzlich und zogen ab. Jedenfalls sah ich kein Leuchten mehr.

Ich wunderte mich ein wenig, daß Phil sich von dem Lärm nicht aufstören ließ, aber wahrscheinlich war er genauso hundemüde wie ich. Wir haben uns im Laufe unserer gemeinsamen Unternehmungen seit langem angewöhnt, ruhig zu schlafen, wenn einer von uns wacht.

Ich ließ gute zwei Stunden vergehen, bevor ich auf stand, um ihn zu wecken. Es wurde ganz langsam hell, aber im Innern des Baues war es noch völlig dunkel.

„Raus, Phil!“ rief ich vom Eingang her. „Ich möchte auch ein Stündchen unsere Sorgen vergessen.“

Tiefes Schweigen antwortete mir.

„Hallo, Phil!“ sagte ich fast leise, und dann brüllte ich: „Phil!“

Keine Antwort.

Ich stieß die schwersten Kaliber an Flügen aus, die mir einfielen. Manche Leute weinen, wenn es schlecht steht. Ich fluche, ohne mir etwas dabei zu denken.

Phil hatte die Taschenlampe mitgenommen, als er den Bau betrat. Ich riß ein Streichholz an. Das flackernde Licht beleuchtete nur undeutlich den quadratischen Raum. Ich betrat ihn, schritt die Wände ab, riß neue Hölzer an, als das erste erlosch.—Nichts, keine Spur von Phil. Das Gebäude blieb leer.

Ich lehnte mich gegen eine Wand und preßte die Fäuste gegen die Stirn. Natürlich, irgendwo hier gab es einen vertrackten Eingang, eine verborgene Tür oder so etwas. Wir hatten das Gebäude gründlich untersucht, aber das bewies nichts. Wir hatten sie einfach nicht gefunden, und während Phil hier lag, waren die Burschen aus der Finsternis aufgetaucht und hatten ihn fortgeschleppt.—Lohmanns Bemerkungen über die Art der Gefangenenbehandlung bei den Alacientes fielen mir ein. Scheußlich, daß das Phil nun passieren konnte.

In mir wühlte ein einziger, verzweifelter Wunsch. Eine Ladung Dynamit, oder zwei Portionen Nitroglycerin oder eine Handvoll Trinitrotoluol, oder noch besser

eine Prise von Atomsprengstoff. Verdammt, ich würde den ganzen Laden hier in die Luft jagen, und mit dem Teufel müßte es zugehen, wenn ich dabei nicht ihre geheimen Eingänge und Löcher fände. Und ich würde zwischen sie fahren wie ein Racheengel, mochten sie auch ganze Armeen von Gespenstern gegen mich schicken.

Das waren leere Träumereien. Alles, was ich an Sprengstoff besaß, stak in den paar Kugeln meines Gewehres und meines Revolvers.

Nicht einmal über eine Hacke verfügte ich.

Es war einer der elendsten Morgen meines Lebens. Nutzlos, daß ich noch einmal Zentimeter für Zentimeter die Wände und den Boden des Tempelbaues absuchte. Ich fand die Stelle nicht, an der die Tür war, oder richtiger gesagt, ich fand Dutzende von Stellen, an denen sie sein konnte, aber ich hatte keine Möglichkeit, meine Vermutungen nachzuprüfen.

Ich hockte eine ganze Weile trübsinnig auf den Treppenstufen. Es brachte mich fast um, daß ich keine Möglichkeit hatte, Phil herauszuhauen. Er befand sich in der Gewalt eines Gegners, den ich nicht sehen konnte, der sich hinter dicken Mauern verbarg, und ich hatte im Vergleich kaum mehr als einen Speiß, um eine ganze Burg einzurennen.

Ich raffte mich schließlich auf, stieg die Treppe hinab, um nachzusehen, ob noch einiges von unseren Sachen unten lag. Dabei fiel mir der Kater ein, den ich gestern offenbar erwischt hatte, aber ich fand keine Spur von einem verendeten Jaguar. Ich sammelte die wenigen Gegenstände ein, die Phil liegengelassen hatte, als er in der Nacht zu mir heraufkam, weil er den Angriff der Alacientes zu bemerken glaubte. Ein trübseliges Geschäft, Gegenstände aufzulesen, die ein Freund noch vor wenigen Stunden in der Hand gehabt hatte, ein Freund, von dem ich nicht wußte, wie es ihm jetzt ging, und ob er überhaupt noch lebte.

Während ich noch dabei war, fühlte ich plötzlich, daß ich nicht mehr allein war. Sie kennen das sicher, wenn man auf einmal spürt, daß man, angesehen wird. Mein Rücken fühlte förmlich die Blicke, die auf ihn gerichtet waren.

Ich ließ die Konservendose aus der Hand gleiten, die ich gerade aufgehoben hatte, und nahm mein Gewehr vom Boden. Mit einem Ruck drehte ich mich um, und jetzt... jetzt sah ich meine Gegner von Angesicht zu Angesicht.

Oben, am Kopf der Treppe, standen nebeneinander zehn nackte Alacientes, Speere, Blasrohre und Pfeil und Bogen in den Händen, und blickten auf mich herunter. Der Tempel hatte sie ausgespuckt. Ich erkannte, daß es lauter junge Männer waren, und sie machten einen höchst entschlossenen Eindruck.

Lohmanns hübscher Trick fiel mir ein. Ich wechselte das Gewehr in die linke Hand, zog die Feuerwerkpistole aus dem Gürtel und wartete, was sich ereignen würde. Es ereignete sich nichts. Die Indios und ich, wir standen uns gegenüber, getrennt durch die achtzig Stufen der Treppe, und starrten uns an.

Vielleicht gab es eine Möglichkeit, mit ihnen zu verhandeln. Ich fingerte mein Taschentuch heraus und schwenkte es. Ich hatte zwar keine Ahnung, ob das bei Indianern ebenfalls als Friedenszeichen galt. Jedenfalls tat ich es und rückte ein wenig gegen sie an.

In geschlossener Reihe kamen sie mir zehn Stufen entgegen, aber als ich meinen Fuß auf die unterste Treppenstufe setzte, riß einer von ihnen den Bogen hoch, und ein erster Pfeil zischte in einiger Entfernung an mir vorbei.

Ich hob die Feuerwerkpistole. Die Rakete zischte hoch und zerplatzte, Grünfeuer spuckend, zwischen den Indios. Nach unseren Erfahrungen mußten sie jetzt türmen, aber sie duckten sich nur ein wenig, ließen drei, vier weitere Pfeile von ihren Bogen schnellen und rückten zehn weitere Stufen vor. Es war klar, daß sie entschlossen waren, es mit mir aufzunehmen. Ich drückte eine weitere Rakete in die Pistole, zielte und drückte ab. Weiße Funken regneten zwischen die Indios, aber sie dachten nicht daran, sich ins Bockshorn jagen zu lassen. Noch einmal rückten sie mir um zehn Stufen näher auf den Pelz.

Ich zog mich über den Hof langsam zurück gegen das Tor in der inneren Mauer. Die Pistole warf ich fort und nahm das Gewehr schußbereit. Ich wußte, wenn ich jetzt Ernst machte, wenn ich den ersten von ihnen umlegte, würden sie anstürmen, und für diesen Ansturm brauchte ich eine Deckung vor ihren vergifteten Pfeilen. Das Tor bot eine leidliche Deckung. Ich erreichte es, ohne daß von seiten der Alacientes ein Angriff erfolgt wäre.

Da standen wir nun wieder, die Indianer ungefähr auf der Mitte der Treppe, ich im Torbogen. Es schien, als warteten beide Parteien darauf, wer sich nun entschloße, Ernst zu machen.

Eine Minute mochte in solcher Weise verträpelt sein, und dann passierte das Überraschendste in dieser wahrhaftig schon mit Ereignissen gesegneten Geschichte. Eine Stimme scholl laut und deutlich über die alte Tempelanlage, eine Stimme, die von nirgendwo zu kommen schien, und die doch viel lauter war, als Menschenstimmen gemeinhin zu sein pflegen. Und diese Stimme sprach ein völlig normales Englisch.

„Ich empfehle Ihnen dringend, Mr. G-man,“ sagte die Stimme, „einen Blick hinter sich zu werfen.“

Ich gehorchte, wahrscheinlich vor Überraschung, aber ich glaube, es war ganz gut, daß ich gehorchte.

Sie erinnern sich sicher, daß zwischen äußerer und innerer Mauer eine Art Vorhof war, und daß dem Tor nur eine Spaltöffnung in der äußeren gegenüberlag. Dieser Spalt war jetzt mit einem einfach davorgelegten Stein verschlossen, und im Zwischenhof strichen nicht weniger als sechs, wenn ich auf den ersten Blick richtig gezählt hatte, große Jaguare herum.

„Ich versichere Ihnen,“ meldete sich die Stimme wieder, „diese Onzas sind keine Geister, sondern höchst reale Großkatzen mit beachtlichem Appetit. Wenn Sie nicht aufgeben, Mr. G-man, so bleibt Ihnen nur die Wahl, entweder von den Jaguaren gefressen oder von den Pfeilen der Alacientes vergiftet zu werden.“

Ich erkannte, daß ich in der Falle saß. Wenn ich mich mit den Indios herumschoß, fielen mir die Panther in den Nacken. Wenn es eine Ausbruchschance gab, dann nur mitten durch die Jaguare hindurch. Der Stein an der Öffnung der zweiten Mauer schien nur lose angelehnt zu sein, offenbar, um ein Entweichen der Tiere in das Trümmerfeld zu verhindern. Wahrscheinlich würde ich ihn Umstürzen können. Ich entschloß mich.

In diesem Augenblick erspähte mich der erste Jaguar, ein großes, schwarzes Tier. Er drehte mir seinen Kopf zu und sah mich aus seinen hellen, eigentlich schönen Augen an. Dann duckte er sich, verwandelte sich gewissermaßen in eine breite, dunkle Schlange und schob sich aufmurrend flach auf dem Bauch näher

an mich heran. Kein Zweifel, daß er den richtigen Platz suchte, um mich anzuspringen.

Ich nahm das Gewehr hoch, zielte auf seinen schweren Kopf und schoß, gerade als sein langer Schweif als Angriffszeichen senkrecht und scharf in die Höhe peitschte. Er bekam die Kugel genau. Sie warf ihn auf den Rücken. Seine Pranken schlugen zuckend um sich, und aus seiner Kehle brach jenes gräßliche Kreischen, das ich schon in der vergangenen Nacht gehört hatte.

Deutlicher als durch diesen Schuß konnte ich die anderen Katzen einfach nicht auf mich aufmerksam machen. Alle fünf drehten die Köpfe, und alle fünf schlängelten sich Sekunden später an mich heran.

Ich bin kein Großwildjäger, aber so viel verstand ich davon, daß es keine Chance gibt, fünf gleichzeitig angreifende Großkatzen abzuschießen, bevor eine von ihnen einem Mann die Tatzen in den Körper und die Zähne in die Kehle schlagen konnte. Selbst wenn ich drei, sogar vier erledigte, ich war kein Tarzan, um den fünften Biest dann das Kreuz im Nahkampf zu brechen.

„G-man,“ sagte die überlaute Stimme, „Sie haben höchstens noch zwei Minuten.“

Fast unwillkürlich zog ich mich rückwärtsgehend aus der Toreinfahrt zurück vor den anschleichenden Katern. Ein schneller Blick über die Schulter vergewisserte mich, daß die Alacientes noch auf der Mitte der Treppe verharrten, und daß ich ihnen meinen Rücken jetzt schutzlos preisgab. Dann tauchten drei Jaguarköpfe gleichzeitig im Torbogen auf und zwangen mich weiter zurück. Ich stolperte gegen die unterste Stufe der Treppe. Okay, jetzt wurde ich fertiggemacht. Ich hatte nur noch die Wahl, wem ich meine letzten Kugeln senden sollte, den Indianern oder den Großkatzen.

„Werfen Sie die Waffen fort, und kommen Sie die Treppe hinauf!“ befahl die Stimme.

„Ich werde den Teufel tun!“ brüllte ich wütend zurück. Ich sah, daß eines der Biester zum Sprunge ansetzte, und ich schickte ihm eine Kugel, die ihm genau in den offenen Rachen ging. Ich sah noch, wie einer der langen Eckzähne zersplitterte, dann schlug von hinten eine Welle nackter Leiber über mir zusammen. Ich wurde zu Boden gerissen.

Verrückt, das zu sagen, aber ich empfand das so: Das war jetzt endlich so etwas wie eine ehrliche Sache, sofern man es als ehrlich gelten lassen will, wenn sechs oder sieben Männer über einen herfallen. Mehr konnten es nicht sein, denn einige von den Indianern mußten sich schließlich mit den Katzen beschäftigen.

Ich lag unten, aber ich wendete hier in der „grünen Hölle“ am Amazonas, einige tausend Meilen von New York entfernt, alles an, was ich je beim FBI gelernt hatte, und ich wendete es gut an. Wahrscheinlich haben die Indios nie gelernt, was ein Haken, ein Uppercut, ein Gerader, ein Schwinger und was der Dinge mehr sind, aber sie bekamen es zu spüren. Ich brachte es ihnen so gründlich bei, daß ich langsam wieder an die Luft gelangte, und es sah ganz so aus, als würde ich mit ihnen fertig. Dann kam einer von den Burschen auf die unglückliche Idee, seinen Speer auf meinem Schädel zu zerschlagen, und der Schaft dieses Speeres war aus einem verteufelt harten Holz gemacht, hart genug, jedenfalls, um mich vorübergehend aus der Welt zu wischen.

Als ich wieder aufwachte, lag ich, an Händen und Füßen gefesselt, auf dem Steinboden des Tempelbaues. Im Kreise um mich herum standen Indios und hielten ihre Stechwerkzeuge drohend auf mich gerichtet. Es gelang mir, mich aus der Hüfte heraus aufzusetzen. Gern hätte ich mir den brummenden Schädel gerieben, aber das ging leider nicht.

Der Kreis der Indios schob sich vor mir auseinander. Eine kaum mittelgroße, sehr magere Gestalt in einem phantastischen Aufzug, einem weiten Kaftan, der in allen Farben schillerte, trat in mein Blickfeld. Ohne Zweifel war es ein Mensch, aber an der Stelle, wo im allgemeinen der Kopf zu sitzen pflegt, starrte mich die übliche greuliche Jaguarfratze an. Der Mann sah genauso aus wie das Gespenst, das zweimal auf der Treppe herumgeturnt war, nur daß er einen wirklichen Eindruck machte. Gut, dachte ich, das ist also der Herr Stammeszauberer. Er wird jetzt ein wenig um dich herumspringen, wird beschwörende Gesten machen, und dann werden sie dich auf irgendeine Weise ihren abscheulichen Göttern opfern.

Der Bursche stellte sich nahe vor mich hin, verneigte sich leicht und sagte in fließendem Englisch:

„Erfreut, Sie begrüßen zu können, Mr. G-man, aber es war unnötig, uns so viel Mühe zu machen.“

Es war die gleiche Stimme, die vor wenigen Minuten noch über den Platz gedöhnt hatte. Nur klang sie jetzt leise und völlig normal.

Auf einen Wink des Vermummten schnitten mir zwei Indios die Fesseln an Armen und Füßen durch und halfen mir auf die Beine. Der Herr Zauberer ging voran, und die Alacientes, mit meiner Wenigkeit in der Mitte, folgten.

Tja, jetzt sah ich den geheimen Eingang zum Tempelbau. Acht Quadern waren in einem Rahmen zusammengefaßt, der auf einer Art Schiene ruhte. Ich drehte mich um, als wir das Loch passiert hatten. Zwei Indianer schoben den Rahmen mit den Steinen in die Öffnung zurück und verkeilten ihn. Er paßte so genau, daß nicht einmal ein Lichtschimmer durchdrang.

Sie führten mich einen engen, völlig dunklen Gang hinunter.

Ich überlegte, daß er gewissermaßen in der Mauer und dann unter der Treppe durchführen mußte. Schließlich machte er eine scharfe Wendung nach links, erweiterte sich, nachdem er sich für ein kurzes Stück verengt hatte, so daß wir hintereinander und gebückt gehen mußten.

Vom Augenblick der Erweiterung an waren die Mauern nicht mehr aus gefügten Quadern, sondern aus Fels. Ich befand mich in einer natürlichen Höhle, und von dieser Stelle an brannte an der Decke und an den Wänden elektrisches Licht.

Diese Höhle mochte fünfzig Yard lang sein. Ungefähr in der Mitte zweigte je ein Gang sowohl nach rechts wie auch nach links ab. Ich hörte aus dem linken Gang ein rhythmisches Stampfen, aber die elektrischen Birnen brannten zu trübe, um irgend etwas zu erkennen. An der Stirnwand der Höhle befand sich eine Holztür, vor der zwei kräftige Indios wie Schildwachen standen. Der Vermummte hielt vor dieser Tür, gab den Alacientes einen Befehl, und mir wurden wieder die Hände gefesselt. Dann öffnete der Jaguar köpfige die Tür und machte eine einladende Handbewegung, während die Schildwachenindianer und auch meine Begleitmannschaft die Gesichter in den Armen verbargen.

Ich folgte der Bewegung und trat über die Schwelle.

Ich möchte fast sagen: Bitte, glauben Sie mir! Es klingt so unwahrscheinlich, was ich jetzt zu berichten habe. Ich trat in einem Raum, der ebensogut in New York, London, Paris hätte stehen können. Er stellte eine Mischung aus Wohn- und Arbeitszimmer dar. Der Fußboden war mit Teppichen belegt. An den Wänden befanden sich Bücherregale, Schränke, Geräte. Ein Schreibtisch und ein Sessel standen im Raum.

„Sie gestatten,“ sagte er, griff an seinen Kopf und nahm die Jaguarmaske ab. Ein scharfgeschnittenes Gesicht, glattes silbernes Haar, ein sarkastischer Mund und tiefliegende dunkle Augen kamen zum Vorschein.

Er musterte mich spöttisch, während er an seinem seltsamen Gewand herumknöpfte. Dann schüttelte er die Arme und stieg heraus.

Er trug einen ganz normalen, blauen Straßenanzug, ein weißes Hemd und eine silberne Krawatte.

„Scheußlich schwer, dieser Krempel,“ sagte er und schob das Gewand mit dem Fuß zur Seite. „Aber warum setzen Sie sich nicht, Mr. G-man?“

Ich plumpste in einen Sessel, lehnte mich zurück und lachte lauthals.

Mein Gastgeber ging zu einem Schrank und kam mit einer Flasche und einem Glas zurück.

„Ich freue mich, Sie so heiter zu sehen,“ bemerkte er. „Übrigens bin ich Dr. Marcel Rimbeau.“

„Franzose?“ fragte ich.

„Nur dem Namen nach. Ich bin in Brasilien geboren, verlebte meine Kindheit in England und besitze die amerikanische Staatsbürgerschaft.—Darf ich auch um Ihren Namen bitten, nachdem—er lächelte—,ich Ihren Beruf längst kenne.“

Ich tat ihm den Gefallen und fragte nach Phil.

„Es geht ihm den Umständen nach gut,“ antwortete Dr. Rimbeau.

Er hielt mir das Glas an die Lippen, und ich zögerte nicht, es auszutrinken. Es enthielt guten englischen Whisky.

„Sind Sie der Mann, der die Goldmünzen macht?“ fragte ich.

„Sehen Sie das nicht?“ fragte er zurück und zeigte auf einen gelbschimmernden Barren, der auf dem Schreibtisch lag.

„Machen Sie auch Barrengold?“ setzte ich meine Fragen fort.

„Neuerdings. Es hat lange gedauert, bis ich es heraus hatte. Die Herstellung von Barrengold ist wesentlich schwieriger als von Münzen. Sonst hätte ich gleich mit Barren angefangen. Es bringt mehr.“

Ich lehnte mich zurück und grinste: „Dann ist es gut, daß wir Sie gefaßt haben, Doc. Mit falschem Barrengold könnten Sie fast alle Währungen der Welt erschüttern.“

„Darf ich Sie auf einen kleinen Irrtum aufmerksam machen?“ sagte er höflich. „Ich habe Sie gefaßt, nicht Sie mich.“

„Ach, das hat keine Bedeutung,“ machte ich leichthin. „Einer von uns befindet sich bereits auf dem Wege, um die Behörden zu alarmieren.“

„Falls Sie die Gruppe meinen, die sich gestern auf den Weg zu den Booten gemacht hat, so' muß ich Sie enttäuschen. Meine Alacientes töteten sie samt und sonders.“

Zugegeben, mit diesem schlichten Satz traf er mich schwer. Ich probierte an meiner Fesselung, herum, aber die Indios hatten mich gut verschnürt.

„Wenn Sie wünschen, zeige ich Ihnen meinen Betrieb,“ fuhr er fort, als habe er mir eben nicht mitgeteilt, daß auf seinen Befehl einige Leute von Indios bestialisch hingeschlachtet worden waren, sondern als habe es sich um das Ergebnis einer Golfpartie gehandelt.

Ich konnte mir kein richtiges Bild machen, von welcher Sorte dieser Mister Rimbeau war. Ich wußte bis zu diesem Zeitpunkt nicht einmal, ob er wirklich der Chef des Ganzen war.

„Kann ich meinen Freund sehen?“ fragte ich.

„Selbstverständlich.“ Er ging zum Schreibtisch, sagte ein paar Worte in einen Gegenstand, der wie ein Mikrofon aussah, und kam zurück.

„Einen anderen Bekannten werden Sie zu einem späteren Zeitpunkt sehen,“ erklärte er. „Im Augenblick ist er nicht abkömmlich. Er arbeitet für mich.“

Es wurde dreimal gegen die Tür geklopft. Rimbeau öffnete. Phil, die Hände wie ich gebunden, stand auf der Schwelle, lachte mich an und trat ein.

„Schade, daß sie dich auch erwischt haben, Jerry,“ sagte er. »Nun wird es schwierig werden, diesen Verrückten“—er machte eine Kopfbewegung gegen Rimbeau—„dorthin zu bringen, wohin er gehört.“

„Schweigen Sie!“ brüllte der Doktor auf. „Schweigen Sie, oder ich lasse Sie vor die Jaguare werfen!“ Es war erstaunlich, wie seine sonst so sanfte Stimme in eine geradezu tollwütige Tonart umschlug. Ich sah ihn aufmerksam an. War er wirklich nicht ganz gescheit?

Rimbeau ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. „Sie sind berechtigt, mich für verrückt zu halten,“ sagte er heftig. „Ich bin ein guter Chemiker, ein ausgezeichnete Erfinder. Daß man mich seinerzeit vor zehn Jahren in New Orleans in eine Anstalt sperrte, war nur auf eine Intrige meiner neidischen Kollegen zurückzuführen. Man hat es ja auch eingesehen, und ich bin schließlich freigekommen, und es ist nur logisch, daß ich mich meiner Fähigkeiten bediene, um zu dem Reichtum zu gelangen, um den ich betrogen wurde.“

„Hören Sie, Doktor,“ unterbrach ich seinen Monolog. „Wie haben Sie es fertiggebracht, mitten im Urwald diesen Laden aufzuziehen? Ich finde es bewundernswert. Sie haben sogar elektrisches Licht.“

Er lächelte voll Stolz, voll irrsinnigem Stolz.

„Es war sehr schwer,“ sagte er in seinem gewöhnlichen Tonfall, aber jetzt war seine Stimme getränkt von Eitelkeit. „Ich kam vor vier Jahren hierher, eigentlich, um mich hier in ein Eremitendasein zu verkriechen. Die Alacientes unterwarf ich mir mit ein paar Tricks.“ Er lachte. „Sie haben ja so etwas Ähnliches, wenn auch mit primitiveren Mitteln, versucht. Sie wissen, die Raketen. Ich fand die verbotene Stadt, und ich entdeckte auch ihren unterirdischen Teil. In den Alacientes hatte sich seit Jahrhunderten die Sage des verschollenen Volkes erhalten, jene Sage vom *Großen Jaguar*, der hier einmal geherrscht hat. Ich wurde selbst der *Große Jaguar*, und ich wurde gleichzeitig der oberste Priester dieser Gottheit, denn, Sie verstehen, der *Große Jaguar* selbst erscheint nur von Zeit zu Zeit. Sie werden sehen, daß ein kräftiger unterirdischer Strom einen Teil der Höhlenstadt durchzieht. Ich kam auf den Gedanken, ihn zur Gewinnung von Elektrizität auszunutzen. Ich suchte mir einen Geldgeber, und ich fand ihn in jenen Señores Sestros & Sestros, zwei Brüdern, die einen Gummihandel betrieben, und die daher engen Kontakt mit dem Urwald haben. Sie konnten den Transport und den Vertrieb der hü-

schen runden Gegenstände übernehmen, die ich hier herstellte, wenn wir erst einmal produzieren konnten. Selbstverständlich dauerte es sehr lange, bis wir eingerichtet waren. Bedenken Sie, welche Maschinen und Aggregate wir herschaffen mußten. Natürlich taten wir das nicht von Brasilien aus. Wir kauften in und über Peru und schafften alles teils auf dem Amazonas, teils zu Lande in das Alacies-Gebiet. Es ist schwer, solche Transporte in einem fast entvölkerten Gebiet geheimzuhalten, und sie wurden auch von den Peruanern bemerkt, aber da wir ja nicht auf peruanischem Gebiet blieben, schief das Interesse schließlich wieder ein. Wir bauten einen großen Dynamo ein, der von der Wasserkraft des unterirdischen Flusses getrieben wurde. Das war das Wichtigste. Ich errichtete meine Schmelzöfen und meine Veredlungsbäder. Als wir nicht gleich Barren gießen konnten, beschafften wir auch noch eine Prägemaschine. Das dauerte fast drei Jahre. Sie wissen selbst, daß vor rund einem halben Jahr die ersten Goldmünzen auftauchten, aber jetzt läuft unsere Anlage, und ich produziere mehr, als die Señores Sestros absetzen können.“

„Nett von Ihnen, uns das zu erzählen,“ sagte ich. „Warum tun Sie das so bereitwillig?“

„Oh, es spielt keine Rolle,“ antwortete er mit einem geradezu strahlenden Lächeln. „Sie werden es nicht weitersagen können, denn Sie werden immer hierbleiben.“

Phil und ich blickten uns an. Er würde uns töten, das war klar. Rimbeau hob sein Gewand vom Boden auf und schlüpfte hinein.

„Ich zeige Ihnen jetzt meinen Betrieb,“ erklärte er. „Entschuldigen Sie die Maskierung, aber die Alacientes sind es seit langer Zeit nicht mehr gewohnt, mein wirkliches Gesicht zu sehen. Es könnte meinem Ansehen schaden, wenn sie meinen Europäerkopf über den Kleidern des Priesters des *Großen Jaguar* erblicken.“

Er stülpte sich die Maske über, ging zur Tür und öffnete sie. Wir betraten die Haupthöhle. Er führte uns zu dem linken Gang. Unterwegs plauderte er wie ein Betriebsinhaber, der Gästen sein Unternehmen zeigt.

„Ich habe meine Herrschaft über die Indios systematisch ausgedehnt,“ erklärte er. „Erst arbeitete ich mit billigen Taschenspielerkunststückchen, aber nach und nach beschaffte ich mir die entsprechenden Anlagen, um ihnen die Gestalt des *Großen Jaguar* vorzaubern zu können, so gut wie seine gewaltige Stimme. Sie haben es ja selber gehört, Mr. Cotton. Es ist natürlich eine Lautsprecheranlage. Außerdem verfüge ich über die Möglichkeiten, Gestalten erscheinen und verschwinden zu lassen, nebst Blitz und Donner und allem anderen. Ich kann es Ihnen zeigen. Es ist eine Filmprojektionsanlage besonderer Konstruktion, mit der ich Bilder gegen irgendeinen Hintergrund werfen kann, der durchaus nicht so eben wie eine Leinwand zu sein braucht. Ich habe diesen Trick benutzt, als ich Ihnen zweimal den *Großen Jaguar* und einmal einen scheinbar wirklichen Jaguar erscheinen ließ. Für den Jaguar am Eingang benutze ich eine Spiegelreflektion von einem meiner echten Panther. Ich halte ein halbes Dutzend davon für rituelle Zwecke. Sie haben mir leider zwei davon abgeschossen, Mr. Cotton. Dieser Spiegelreflektor am Eingang der äußersten Mauer befindet sich immer dort, um vorwitzige Eingeborene abzuschrecken. Den gewöhnlichen Alacientes ist es nämlich verboten, die Anlagen innerhalb der Mauern zu betreten. Die Indios, die Sie hier finden, ungefähr zwanzig, sind ausgesuchte Männer zum Dienst am .Großen Panther. Aus ihnen rekrui-

tieren sich die Leute, die ich von Zeit zu Zeit nach Rio zu Senor Sestros schicken muß.“

„Und wie haben Sie das mit den glühenden Katzenaugen gemacht?“

„Ganz einfach. Es sind kleine, grüne glühende Scheiben, nichts anderes. Sie sind mit dem gleichen chemischen Material bestrichen wie die Leuchtziffern Ihrer Armbanduhr. Der Gang auf der anderen Seite der Haupthöhle führt in vielen Windungen unter den beiden Höfen durch in das Trümmerfeld hinaus. Von Natur aus, teils auch von mir angelegt, gibt es eine ganze Anzahl von höchstens armdicken Durchbrüchen nach oben. Sie sind vorzüglich durch überdeckte und von unten bewegbare Steine getarnt. Ich benutze sie im allgemeinen, um durch sie mit Hilfe eines Scherenfernrohres die Gegend zu überwachen. In Ihrem Falle machte ich mir den Spaß, Ihnen den Spuk der glühenden Katzenaugen vorzuführen.“

Er blieb vor einer Höhle stehen, die mit einem Gitter abgeschlossen war. Eine Anzahl Jaguare schlich träge darin herum.

„Das sind die Tiere, mit denen Sie vorhin gekämpft haben, Mr. Cotton. Wir haben sie in ihre Käfige zurückgetrieben.“

„Hören Sie, warum haben Sie eigentlich den ganzen Zauber mit uns veranstaltet?“ fragte ich. „Sie hätten uns doch leicht aus dem Hinterhalt töten können?“

Er zuckte die Achsel. Der dicke Jaguarkopf auf seinen Schultern wackelte grotesk.

„Es war ein Experiment.—Ich wollte sehen, ob Weiße von Geistererscheinungen ebensogut in Angst und Schrecken versetzt werden wie Eingeborene.“

Ich lachte. „Das haben Sie im Ernst geglaubt?“

„Nein, ich wollte es erproben. Außerdem machte es mir natürlich Spaß, Ihnen meine Macht zu zeigen. Wie immer Sie darauf reagiert hätten, in meine Hände wären Sie doch gefallen, sobald ich es ernsthaft wünschte.“

Der Gang endete vor einer verschlossenen Tür. Rimbeau öffnete mit einem Schlüssel. Wir standen in einer Höhle, aber wir hätten glauben können, in einem modernen Fabrikationsraum zu stehen, wenn nicht der gewölbte Fels über unserem Kopf gewesen wäre. Acht Leute, soviel ich auf den ersten Blick zählte, arbeiteten an einer Anzahl Becken. Ich sah Schalttafeln und Hebel an den Wänden.

„Die Galvanisierungs- und Schmelzanlage,“ erklärte Rimbeau. Nur einer von den Männern, die hier arbeiten, kannten ihn zuerst nicht, denn er trug einen vollen, blonden Bart, aber dann traf uns sein Blick, und wir erkannten uns gleichzeitig.

„Hallo, Bower!“ sagte ich.

„Hallo, Cotton,“ antwortete er schüchtern und kam auf uns zu.

Wir schüttelten uns die Hände, aber bevor wir fragen konnten, sagte Rimbeau: „Sie werden später Gelegenheit haben, mit Mr. Bower zu reden. Gehen wir weiter.“

Unser Kollege ging an seinen Platz zurück. Rimbeau durchschritt den Raum, wir folgten, und hinter uns gingen die fünf Alacientes, die sich uns gleich am Anfang des Weges angeschlossen hatten.

Am Ende der Höhle befand sich wieder ein Durchbruch, der von einer starken Holztür verschlossen war. Als der Doktor diese Tür öffnete, drang das Stampfen, das ich schon am Anfang vernommen hatte, laut und nah an mein Ohr.

Mitten in dieser kleinen Höhle stand eine relativ große Maschine, die Prägeapparatur. Drei Männer bedienten sie, weiße Männer, und ich brauchte nicht erst zu

fragen, um zu wissen, daß es sich um die drei vermißten Graveure Redborn, Kaspers und Roch handelte. Sie sahen uns neugierig entgegen, aber sie gaben keinen Laut von sich.

Links in dem Raum waren eine Anzahl kleinere Kisten aufgestapelt.

„Fertigware,“ erklärte unser Führer mit einer Handbewegung.

In der Tat, diese Kisten waren bis an den Rand gefüllt mit Goldmünzen, mit Münzen, an denen nicht mehr Gold war als ein dünner Überzug.

Rimbeau verhielt den Schritt vor einem niedrigen Gang, aus dem ein kühler Luftzug wehte.

„Hier geht es zu dem unterirdischen Fluß, an dem unsere Dynamomaschine steht, die uns den Strom liefert. Sie sehen das Kabel. Der Fluß mündet in den Rio Alacies, aber es wäre zwecklos für einen von Ihnen, hineinzuspringen, in der Hoffnung, er würde Sie in die Freiheit tragen. Er verläuft über zwei Meilen in einem so engen Tunnel, daß kein Raum zum Atmen bleibt. Sie würden nur als Leiche die Freiheit erreichen.“

Wir gingen zurück. „Die Schlaf- und Eßräume befinden sich dort in einem Seitengang,“ erklärte er an einer Abzweigung. „Sie werden auch dort untergebracht, aber kommen Sie jetzt bitte noch einmal mit in mein Zimmer.“

Es passierte dasselbe wie beim ersten Eintritt. Die Alacientes blieben zurück und verbargen ihre Gesichter, und Rimbeau stieg aus seinem Kostüm, sobald sich die Tür geschlossen hatte.

„Meine einzige ernsthafte Schwierigkeit,“ erklärte er ohne Umschweife, „besteht darin, einigermaßen tüchtige Arbeitskräfte zu bekommen. Die Alacientes eignen sich nicht für einen Deut zu den einfachsten technischen Arbeiten, außer primitiver Transportiererei. Die Senores Sestros haben mir eine Anzahl Leute verschafft, aber es sind nicht gerade die besten Kräfte. Außer den drei Graveuren ist ihr Kollege Bower mein bester Mann, und ich hoffe, Sie werden es ihm bald gleichtun. Es gibt noch viele Dinge, die ich einrichten könnte, wenn ich nur genügend Hilfskräfte mit entsprechend technischem Verständnis habe.“

„Wir sollen für Sie arbeiten?“ fragte Phil.

„Genau das.“

„Und der Lohn?“ fragte ich voller Spott.

„Sie dürfen am Leben bleiben. Es gibt kein höheres Entgelt!“

„Vielen Dank,“ antwortete ich grimmig. „Am Leben zu bleiben, um als Sklave unterirdisch für Sie zu arbeiten, das ist ein kläglicher Zustand. Ich ziehe einen anständigen Tod vor.“

„Sie können sich über dieses Thema mit Ihrem Kollegen Bower unterhalten,“ sagte Rimbeau lächelnd. „Ich gebe Ihnen gern vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit.“

„Selbst wenn wir zustimmen, so werden Sie nicht lange Freude an uns haben,“ sagte Phil. „Der amerikanische FBI läßt nicht einfach zwei seiner Leute verschwinden, ohne alles in Bewegung zu setzen, um herauszubekommen, wohin sie verschwunden sind. Bower, ein G-man, verschwand, und wir zwei, Jerry und ich, suchten ihn. Wir zwei verschwanden, okay, es werden vier G-man kommen, uns zu suchen, und sollten Sie auch die noch kassieren, so werden acht erscheinen. Einmal, und zwar sehr bald, werden Sie aufgestöbert.“

„Ich glaube nicht,“ antwortete Rimbeau. „Ich habe vorgesorgt. Vielleicht wird eines Tages der Eingang im Tempel entdeckt. Ich habe für diesen Fall Vorbereitungen getroffen. Ich kann den engen Durchgang zur eigentlichen unterirdischen Stadt zusammenstürzen lassen. Wir haben dann noch zwei Ausgänge innerhalb des Trümmerfeldes. Und sollte es auch von dort keinen Ausweg mehr geben, so kann ich mit vorbereiteten Sprengladungen das Höhlensystem zusammenstürzen lassen. Ich werde mein Königreich, in dem ich absoluter herrsche als je ein Fürst, nicht aufgeben.“

Er sprach ganz ruhig, aber in seinen Augen hatte sich ein fanatisches Glühen entzündet. Wie klug der Mann immer sein mochte, so verrückt war er auch.

„Außerdem werde ich mich beim nächsten Besuch völlig ruhig verhalten,“ fuhr er fort. „Die Abfertigung der nächsten Touristen werde ich den Alacientes überlassen. Daß sie vor einer Rakete nicht wieder davonlaufen, dafür Sorge ich.“

Er trat an das Mikrophon des Schreibtisches und sprach ein paar Sätze hinein.

„Gehen Sie jetzt,“ befahl er. „Die Alacientes werden Sie in Empfang nehmen und zu den Räumen bringen, in denen Sie schlafen können. Morgen werde ich Sie fragen, ob Sie arbeiten—oder sterben wollen.“

Wir verließen das Zimmer, das gleichzeitig für die Indios eine Art Heiligtum zu sein schien. Draußen wurden wir von einem halben Dutzend Indianern in Empfang genommen, die Rimbeaus Leibgarde bildeten. Sie brachten uns ein gutes Stück in den Gang hinein, den wir vorhin bei der Besichtigung benutzt hatten, führten uns dann in einen Nebengang, der vor zwei Türen endete. Hier befanden sich zwei primitiv mit Holzpritschen ausgerüstete Schlafräume. Ein Tisch und einige Stühle und eine nackte Glühbirne bildeten die gesamte Einrichtung. An einem in den Felsen geschlagenen Nagel hingen ein paar Kleidungsstücke.

Zwei Alacientes schnitten uns die Handfessel durch, während die anderen ihre verdammten Blasrohre auf uns gerichtet hielten. Dann verschwanden sie.

Phil rieb seine Handgelenke. „Im Vergleich zu Mr. Rimbeaus Behausung ist es hier primitiv.“

Ich ließ mich auf die nächste Pritsche fallen.

„Vorläufig leben wir noch, und das ist schon viel. Ich denke, die anderen werden nach Schluß ihrer Arbeitszeit herkommen. Dann werden wir sehen.—Jetzt schlafe ich erst einmal.“ Praktisch mit dem letzten Wort glitt ich schon in das Land der Träume.

Stimmen und der Lärm von Tritten weckten mich Stunden später. Ich richtete mich auf und rieb mir die Augen. Jetzt war alles im Raum versammelt, was außer Rimbeau hier unten eine weiße Haut besaß. Die anderen Sklaven des *Großen Jaguars*, soweit sie durch Sestros & Sestros besorgt worden waren, schliefen im Nebengelaß.

Wir machten uns untereinander bekannt. Lyonei Redborn war ein großer hagerer Mann, Kaspers war klein und untersetzt, Boch stark und breitschultrig, aber in ihren Mienen stand der gleiche Ausdruck von Hoffnungslosigkeit und Resignation, und es schien mir so, als sei auch Fred Bower davon schon angesteckt.

„Guten Abend,“ sagte ich und gähnte. „Ich nehme an, daß es Abend ist, obwohl man das hier ja nicht feststellen kann. Mein Name ist Cotton vom FBI, genau wie

diese beiden Gentlemen hier.—Ich nehme nicht an, daß einer von Ihnen freiwillig hier ist.“

Die drei Graveure schüttelten die Köpfe.

„Also müssen wir sehen, wie wir wieder hier herauskommen,“ schloß ich. „Das ist doch logisch, nicht wahr?“

Redborn stieß ein Schnauben aus.

„Logisch schon, Mister, aber leider nicht möglich. Der Fluß bietet keine Möglichkeit. Der Ausgang durch den Tempel und die beiden Ausgänge zum Trümmerfeld, die wir nicht einmal kennen, sind nur durch die Haupthöhle zu erreichen, in der sich ständig mindestens zehn Alacientes aufhalten, die uns sofort töten. Ich habe es erlebt. Einer von den Brasilianern, die hier sind, bekam den Koller und lief Amok. Sie pusteten ihm ihre vergifteten Blasrohrpfeile in den Leib. Er starb nach drei Minuten, vom Krampf verkrümmt wie ein Fiedelbogen.“

„Ihr seid verrückt,“ nahm Phil das Wort. „Mag sein, daß es den einen oder anderen von uns erwischt, wenn wir einen Ausbruch versuchen, aber ist selbst das nicht besser, als ein Leben lang hier als Sklave zu vegetieren mit der Aussicht, doch noch erledigt zu werden, wenn es Rimbeau gerade in den Sinn kommt? Schließlich sind wir über ein Dutzend Leute mit den Brasilianern.“

„Mit denen können Sie nicht rechnen,“ sagte Boch mit seiner rauhen Stimme. „Sie sind unvernünftig. Sie stecken sich die Taschen mit Goldstücken voll und leben in der phantastischen Hoffnung, einmal hier herauszukommen und dann reiche Leute zu sein. Dabei ist das Zählwerk an der Prägemaschine längst außer Betrieb, und Rimbeau lacht darüber, wenn sie glauben, ihm Gold zu stehlen. Nein, Mister G-man, die Leute dort“—er winkte mit dem Kopf zur Wand—„reagieren vielleicht einmal mit einem Koller, aber für eine geschlossene Aktion sind sie nicht zu gebrauchen. Wahrscheinlich würde sich einer von ihnen finden, unsere Absichten an Rimbeau zu verraten in der Hoffnung, damit Vorteile einzuhandeln.“

Ich rieb mir die Stirn. „Es ist schade, daß die Alacientes die Leute geschnappt haben, die auf dem Wege zum Fluß waren, um Verstärkung zu holen. Sonst könnten wir damit rechnen, daß in ungefähr vierzehn Tagen Freunde über unserem Kopf herumtrampeln. Ein Ausbruchversuch hätte dann Sinn.“

„Sie sind nicht alle gefaßt worden,“ sagte Redborn. „Ich verstehe das Gegurgel der Indios. Habe es aus Langeweile gelernt. Was soll man anders hier tun? Sie redeten das übliche Zeug von dem großen Opferfest für den *Großen Jaguar*, und sie bedauerten, daß kein weißer Mann dabei sei. Demnach müßte der Weiße entkommen sein.“

Ich pfiff durch die Zähne. „Das wäre schön. Allein schon für Lohmanns Haut.— Gut, wir werden in vierzehn Tagen auszubrechen versuchen, einerlei ob wir oben dann Freunde antreffen oder nicht.“

„Wir sterben alle dabei,“ murmelte Boch.

„O nein, wir werden versuchen, uns der Person Rimbeaus zu bemächtigen. Ich glaube, wenn wir ihn als Schutzschild vor uns halten, wird er sich wohl entschließen, den Alacientes zu befehlen, den Weg freizugeben.“

„Es ist nicht möglich, ihn zu fassen,“ sagte Bower. „Wenn immer er in seiner Tiermaske die Werkstätten betritt, befinden sich ein halbes Dutzend Indios mit Blasrohren in seinem Rücken. Eine falsche Bewegung, und sie setzen die Dinger an den Mund.—Das ist es ja,“ brach er aus. „Mit einem Mann, der einen Revolver

trägt, ein Gewehr, eine Maschinenpistole, kann man fertig werden, aber diese verfluchten vergifteten Blasrohrpfeile schließen jedes Handeln aus. Eine Kugel kann in die Schulter gehen, in den Arm, in die Beine. Man ist noch nicht erledigt, wenn man sie sich einfängt, aber ein winziger Kratzer der Pfeile, und man stirbt in drei Minuten. Auf die kurze Entfernung treffen die Indios mit den Dingen sicherer als unsereiner mit einer Null-acht.“ Bower hatte recht, aber es mußte eine Möglichkeit geben.

„Rimbeaus Zimmer wird nie von einem Indianer betreten. Er hat ihnen eingebläut, daß es ein Heiligtum sei. Ich kann mich in vierzehn Tagen unter irgendeinem Vorwand in das Zimmer holen lassen und ihn dort überfallen.“

„Jedem werden die Hände gefesselt, sobald er das Zimmer betritt,“ erklärte Boch. „Das haben Sie doch gesehen, und das wird nie versäumt.“

Ich blickte Phil an. Er erriet meine Gedanken.

„Wenn man Glück hat,“ sagte er leise, „und die Indianer nicht dazwischenkommen, mag es gehen.“

„Gut,“ schloß ich. „Betrachten wir die Angelegenheit vorläufig als erledigt.— Morgen wird Mr. Rimbeau uns über unsere Arbeitswilligkeit befragen, und wir wollen sehen, wie er reagiert, wenn wir uns weigern.“

„Lassen Sie das sein,“ sagte Bower. „Ich habe mich auch geweigert. Er hat eine scheußliche Art sich die Leute gefügig zu machen. Mich hat er in einen Jaguarkäfig sperren lassen und gedroht, das Zwischengitter hochzuziehen. Es kann passieren, und es soll schon geschehen sein, daß er dann doch die Katzen über sie herfallen läßt, selbst wenn Sie im letzten Augenblick *ja* schreien. Einfach, weil es ihm Spaß macht. Vergessen Sie nicht, daß er nicht normal ist. Er ist ein kluger Verrückter, der oft vernünftig handelt. Zwischendurch bekommt er dann einen Koller, und kein Mensch kann Voraussagen, was ihm zu tun einfällt.“

Phil lachte. Es klang ein wenig dünn.

„Gut, Jerry, verzichten wir darauf, durch unsere Weigerung Mr. Rimbeau zu Überraschungen zu verleiten. Arbeiten wir lieber vierzehn Tage für ihn, und bereiten wir ihm dann eine Überraschung.“

Damit war das Thema Rimbeau vorläufig beendet. Bower und wir unterhielten uns darüber, wie wir die Spur, die in den Urwald führte, gefunden hatten. Die drei Graveure sprachen mit uns über ihre Familien, denen sie regelmäßig Briefe schreiben mußten. Später kam eine Gruppe von Indios und brachte unser Abendbrot, irgendein gebratenes Viehzeug dieser Gegend. Wir nahmen die Teller, richtige Porzellanteller, unter den drohend auf uns gerichteten Blasrohren entgegen.

Bower und die drei Graveure gingen am nächsten Morgen zur Arbeit, nachdem Indios sie geweckt und Mate-Tee zum Frühstück serviert hatten. Es ging genau wie in einem Gefängnis zu. Einer von den Indianern schien die Rolle des Küchenbullen zu spielen, während andere das Bewachungspersonal darstellten. Phil und ich bekamen wieder die Hände verschnürt und wurden vor die Tür zu Rimbeaus Zimmer gebracht. Wir öffneten sie, während die Indianer ihre Gesichter bedeckten.

Der Doktor saß im Straßenanzug am Tisch.

„Haben Sie sich entschlossen?“ fragte er an Stelle einer Begrüßung.

„Was bleibt uns übrig,“ sagte ich achselzuckend.

Er sah überrascht auf. Er hatte wohl eine Weigerung erwartet.

„Ah, Sie sind vernünftig,“ sagte er gedehnt. Es schien ihm leid zu tun, daß wir vernünftig waren. Vielleicht hätte er gern ausprobiert, wie weit wir seinen Droh- und Druckmitteln standhielten. Vielleicht auch wollte er einfach sehen, wieviel Prankenhiebe und Bisse ein Mann vertrug, bevor er starb. Er stand wortlos auf, kletterte in sein Kostüm, trieb uns mit einer Armbewegung hinaus und ging uns dann voran. Sechs Alacientes schlossen sich sofort unserem Zug an.

Wir wurden in die Höhle gebracht, in der Bower arbeitete.

Rimbeau erklärte uns unter seiner Maske hervor, was wir zu tun hatten. Es drehte sich im wesentlichen darum, in einem der Glühöfen eine Mischung verschiedener Metalle herzustellen, deren Schmelzpunkt genau eingehalten werden mußte. Zehn Grad Temperatur zuviel, und infolge Verdampfung stimmte der Sud nicht mehr, und die daraus gegossenen Barren waren Mist.

„Eine Arbeit, die ich den Brasilianern nicht anvertrauen kann. Von zehn Schmelzen verderben sie mir sieben. Bower kann es, aber er kann nicht alle fünf Öfen gleichzeitig bedienen. Er wird Sie anlernen.“

Damit war unsere heutige Begegnung mit dem *Großen Jaguar* beendet. Er verließ uns, gefolgt von seiner Leibgarde.

Bower zeigte uns, wie wir die Tiegelöfen zu beschicken und zu beaufsichtigen hatten. Es war nicht so einfach. Wir hatten es am Abend noch nicht sicher heraus.

Tja, ich kann es nicht leugnen. Ich, ein G-man, und Phil, ebenfalls ein G-man, wir gossen zwölf Tage lang falsche Goldbarren. Genaugenommen stellten wir nur den Kern her. In den galvanischen Bädern bekamen sie den ersten Goldüberzug, und dann kamen sie noch in eine andere Apparatur, die ihnen eine dickere Schicht verpaßte. Die Graveure prägten und ätzten sie dann mit den üblichen Gewichts- und Gehaltsbezeichnungen.

Einmal am Tage kam Rimbeau in seinem Aufzug und mit Gefolge durch die Werkstätten, sprach selten mit uns, prüfte unsere Produkte und ging wieder. Einmal in diesen zwölf Tagen begann er furchtbar zu toben, obwohl kein ersichtlicher Grund vorhanden war. Die Männer erstarrten und standen mit angehaltenem Atem, die Alacientes senkten die Köpfe, beobachteten uns aber genau. Immerhin, das Unwetter ging vorüber, ohne daß es für einen von uns Unannehmlichkeiten gebracht hätte.

Wenn wir am Abend auf unseren Pritschen hockten, kreisten unsere Gespräche immer wieder um die Möglichkeit eines Ausbruches.

Die Graveure nahmen kaum noch daran teil. Ihre Energie hatte sich in den Monaten ihrer Gefangenschaft aufgebraucht. Sie hatten sich ein Schachspiel geschnitzt und spielten endlose Partien;

„Wenn ich je hier herauskommen sollte, kann ich um die Weltmeisterschaft antreten,“ scherzte Kaspers bitter jeden Abend, bevor sie die Figuren aufstellten.

Bowers Lebensgeister waren durch unsere Anwesenheit wieder aufgepulvert worden. Er beteiligte sich leidenschaftlich an unseren Plänen und drängte danach, eine Rolle zu übernehmen.

Die vierzehn Tage, die ich mir als Frist gesetzt hatte, gingen langsam vorbei, und eines, abends sagte ich zu Phil: „Morgen!“

Glauben Sie nicht, daß ich einen festumrissenen Plan hatte.

Es ging lediglich darum, Rimbeau zu überwältigen. Darauf mußten die Alacientes auf irgendeine Weise ausgeschaltet werden, und dann würden wir weitersehen.

Wie an jedem Tag, so standen wir auch heute an unseren Schmelzöfen. Rimbeau pflegte gegen Mittag zu kommen. Man hatte uns unsere Armbanduhren gelassen, und wir achteten sorgfältig darauf, daß sie nicht stehenblieben.

Als ich sah, wie er und seine Leibgarde unsere Werkstatt betraten, steckte ich das Thermometer in meinen Schmelzofen. Ich hatte das Ding mit Absicht überheizt und fluchte laut. Rimbeau wurde aufmerksam und kam heran.

„Was ist los?“ fragte er knapp. Seine Stimme kam dumpf unter seiner Jaguar-
maske hervor.

„Die Schmelze ist schon wieder zu heiß geworden,“ erklärte ich. „Warum bauen Sie keine Thermostaten in die Dinger ein, die die Temperatur automatisch regeln und die Heizröhren ausschalten, sobald die richtige Hitze erreicht ist?“

„Gute Idee,“ antwortete er. „Ich werde Sestros beauftragen, solche Apparate zu beschaffen.“

„Ich kann es Ihnen konstruieren,“ antwortete ich. „Ich verstehe etwas davon. Ich habe mal einen Kursus für Elektrotechnik mitgemacht, bevor ich zum FBI kam.“

„Sie wollen mir helfen?“ fragte er erstaunt.

Ich grinste. „Warum nicht? Vielleicht setzen Sie mich zum Alleinerben ein, wenn ich tüchtig bin.“

Ich fühlte förmlich, wie er mir unter seiner Maske her einen mißtrauischen Blick zuwarf. Er wußte nicht genau, ob ich im Ernst sprach oder ihn auf den Arm nahm.

Er drehte sich zu seinen Indios um und gab einem von ihnen einen Befehl. Mir wurden die Hände wie üblich auf den Rücken gebunden. Rimbeau drehte sich um, ohne in die Prägerei zu gehen. Ich mußte mit. Ich sah Phils Gesicht. Er bewegte lautlos die Lippen.

Ich wußte, was er dachte, hieß „Viel Glück“.

Wie immer spielte sich vor der Tür zu dem Privatgemächern die übliche Zeremonie ab, und wie immer befreite sich Rimbeau von seiner Narrenkappe und dem Medizinmannkostüm, sobald wir allein waren. Er trug den gleichen blauen Anzug mit weißem Hemd und silbernem Schlips darunter, und er sah aus, als säße er in einem Büro und empfing mich zum Zwecke einer geschäftlichen Besprechung. Ungefähr stimmte das ja auch.

„Also, was brauchen Sie, um einen solchen Thermostaten zu konstruieren?“ fragte er.

„Am besten, ich zeichne es Ihnen auf, wie das Ding aussehen soll,“ sagte ich harmlos und bewegte meine Arme, um anzudeuten, er möge mir die Fessel lösen.

Er sah mir genau in die Augen. Ein kühles und höhnisches Lächeln glitt über sein Gesicht.

„O nein, Mr. Cotton,“ sagte er. „Sie werden nie allein und ungefesselt vor mir stehen, es sei denn, ein halbes Dutzend Alacientes befänden sich in Ihrem Rücken.—Also, was ist mit dem Thermostaten? Oder war das Ganze nur ein Bluff?“

Er hatte sich hinter den Schreibtisch gesetzt. Ich mußte ihn dazu bringen, aufzustehen und auf mich zuzukommen.

„Ja, es war ein Bluff,“ antwortete ich. „Eines Tages, wenn Sie wieder in die Werkstatt kommen, werde ich eine Schöpfkelle in des flüssige Metall tauchen,

werde Ihnen Ihre Maske abreißen und Ihnen Ihren eigenen Sud ins Gesicht schütten. Das schaffe ich bevor ich an einem der Blasrohrpfeile Ihrer Leibgarde sterbe.“

Er schoß aus dem Sessel hinter dem Schreibtisch hoch und starrte mich mit einem versteinerten Gesicht an. Dann verzog sich sein Gesicht zu einer Fratze höhnischer Brutalität.

„Vielen Dank für die Warnung,“ zischte er zwischen den Zähnen. „Ich habe mich von Anfang an gewundert, daß Sie so wenig Widerstand zeigten. Ich verstehe, Sie suchen nach einer Gelegenheit. Sie werden diese Gelegenheit nie mehr haben, nie mehr.“

Er kam hinter seinem Schreibtisch hervor und stürzte an mir vorbei auf sein Priestergewand.

Damit hatte ich gerechnet. Ich hatte mich so gestellt, daß ich mich in der Nähe der Fetzen befand, und als er mich passierte, warf ich mich mit aller Wucht auf ihn.

Mit freien Händen wäre Rimbeau ein kleiner Fisch für mich gewesen, aber meine Armen waren nach hinten gefesselt.

Es gelang mir, ihn umzureißen. Wir fielen übereinander auf den Boden. Ich bemühte mich, ihn unter mich zu bekommen. Es gelang mir nur halb. Ich schlug mit meinem Kopf zu, und ich traf seine Nase, daß er einen ersten Schmerzenslaut ausstieß. Er gehörte nicht zu der Sorte Leute, die zu kämpfen verstehen, aber er faßte einfach nach meinen Armen und zerrte mich von sich herunter, soviel ich auch mit den Beinen zappelte.

Er kam hoch und schlug mich zwei-, dreimal ins Gesicht. Als er sich schon auf die Knie auf gerichtet hatte, trat ich ihn vor die Brust, und er fiel wieder um. Ich schnellte hoch, spannte mich und warf mich, Kopf voran, auf ihn. Ich traf ihn recht gut auf die Brust. Er keuchte, aber er besann sich auf das, was er vielleicht vor Jahrzehnten einmal gelernt haben mochte. Er deckte mich mit Hieben zu, und wenn er auch nicht genug von diesem Geschäft verstand, um mich auszuknocken, so prügelte er sich doch selbst frei.

Wir kamen mehr oder weniger gleichzeitig auf die Beine. Er lief fort und brachte den Schreibtisch zwischen sich und mich. Er hielt die Arme auf die Platte gestützt und atmete schwer. Ich stand ihm auf der rechten Schreibtischseite gegenüber, die Arme immer noch auf dem Rücken gefesselt, und lauerte darauf, nach welcher Seite er einen Ausbruchversuch machen würde.

„Na, Mr. Rimbeau,“ stieß ich zwischen den Zähnen hervor, „jetzt nützen Ihnen Ihre Alacientes nichts mehr. Sie haben es Ihnen ja selber eingebläut, daß sie diesen Raum nicht betreten dürfen. Vielen Dank dafür, Mr. Rimbeau. Jetzt wundern die Indios sich darüber, welcher Krach aus dem Raum des *Großen Jaguars* dringt, aber sie werden nicht wagen, hereinzukommen.“

Rimbeaus Augen flackerten. Ich sah, wie seine Hand nach dem Mikrofon auf seinem Schreibtisch tastete. Ich warf mich gegen den Tisch, riß ihn um mit allem, was darauf stand.

Rimbeau war zurückgewichen.

„Ich werde dich töten, G-man,“ keuchte er. „Ich werde mir eine ganz besondere Art deines Todes einfallen lassen.“

Seine Hand griff einen der falschen Goldbarren, die auf einem niedrigen Schrank lagen, und schleuderte ihn nach mir. Ich sprang zur Seite.

Rimbeau schien etwas einzufallen. Er versuchte, an mir vorbei zur anderen Seite des Raumes zu kommen, an der ebenfalls mehrere Schränke standen. Vielleicht befanden sich dort Waffen irgendeiner Art. Ich durfte ihn nicht hinlassen. Ich griff ihn an. Ich rannte ihn über den Haufen, und wieder wälzten wir uns auf der Erde herum. Bei aller körperlichen Überlegenheit meinerseits war er mit seinen freien Händen abscheulich im Vorteil. Immer wieder versuchte ich, entweder mit den Füßen oder dem Kopf entscheidend zu treffen, aber es gelang mir nicht, und ich bekam mehr dabei ab als er.

Wieder kam er von mir los und auf die Beine. Während ich mich aufrichtete, rannte er schon quer durch den Raum und riß die Türen eines schweren Schrankes auf. Ich sah die matten Läufe von Gewehren schimmern, und ich sah Rimbeaus Hand nach einem davon greifen. Ich stürzte vor, fiel ihm in den Rücken, und wir krachten in den Schrank. Er schlug schwer mit der Stirn an, und zum erstenmal fühlte ich, wie ein leichtes Zucken der Ermattung durch seinen Körper lief, aber noch gab er nicht auf. Während ich mich gegen ihn preßte, fuhren seine Hände im Schrank herum und bekamen ein Jagdmesser zu fassen. Er drehte sich halb unter meinem Gewicht.

Ich setzte alles auf eine Karte. Ich stieß mich von ihm ab, kam von ihm los auf die Beine, war einen Sekundenbruchteil früher bereit als er, und als er sich aus dem Schrank hochrappelte, trat ich hart zu. Ich traf sein Handgelenk genau. Das Messer flog im hohen Bogen davon. Er wandte sich um, um nach einer neuen Waffe aus dem Schrank zu greifen. Für eine Sekunde bot er mir den Rücken. Ich zögerte einen Herzschlag lang, aber der Gedanke an Fairneß war Wahnsinn in diesem Augenblick. Ich trat zu. Er brüllte auf, griff unwillkürlich an sein Kreuz und warf sich herum. In diesem Augenblick nahm ich ihn an wie ein Stier mit gesenktem Kopf. Als ich bei ihm war, rammte ich ihm meinen Schädel genau unter das Kinn.

Wieder krachten wir, ich über ihm, in den Schrank, aber jetzt schlug er nicht mehr zurück, versuchte nicht, sich zu befreien. Ich fühlte, daß sein Körper unter mir schlaff wurde. Ich hatte es geschafft.

Ich sammelte mich aus dem Schrank zusammen. Ich hatte nicht viel Zeit. Seine Ohnmacht konnte nur Sekunden dauern. Ich torkelte zu der Stelle, auf die das Jagdmesser geflogen war, fiel auf die Knie und hob es mit den Zähnen auf. Ich legte es auf die niedrige Anrichte mit den Goldbarren, drehte mich, packte es mit meinen gefesselten Händen und rammte es in das Holz.

Drei, vier reibende Bewegungen, die Bastschnüre rissen. Ich war frei. Rechtzeitig genug. Rimbeau torkelte eben aus dem Schrank hoch. Er wankte wie ein Betrunkener, aber er nahm eines der Gewehre. Ich stand hinter ihm, als er sich mit der Waffe umdrehte. Ich nahm sie ihm einfach mit der linken Hand fort und setzte ihm mit der Rechten einen Haken auf den Punkt, der ihn wie einen Sack umfallen ließ. Ich schleppte ihn in die Mitte des Zimmers, suchte mir einiges an Kordeln zusammen, und knebelte ihn. Er hielt die Augen geschlossen und war ohnmächtig.

Ich stieß einen tiefen Seufzer aus. Das war der erste und der wichtigste Teil der Arbeit. Das nächste ergab sich gewissermaßen von selbst. Da lag Rimbeaus Gewand, da die Maske. In Windeseile zog ich das Zeug an und inspizierte den Waffenschrank. Ich fand nur drei Trommelrevolver, die ich mir in den Hosenbund

stopfte. Außerdem band ich mir zwei Gewehre links und rechts an die Seite, wenn mir das Gehen dadurch auch schwer wurde. Die Taschen stopfte ich voll Munition. Dann stülpte ich mir die Jaguarmaske über den Schädel. Ich nahm einen der Revolver in die Hand und verbarg ihn vorsichtig in dem weiten Ärmel. Zweimal noch holte ich tief Atem, dann öffnete ich die Tür und trat in die Höhle hinaus.

Die Alacientes standen in einer Gruppe zusammen. Ich sah einen Ausdruck von Ratlosigkeit in ihren Gesichtern, Ratlosigkeit, gemischt mit Furcht. Sie hatten den Lärm des Kampfes gehört, aber sie hatten nicht gewagt, das Verbot zu übertreten. Sicherlich auch schien ihnen die Gestalt ihres Priesters verändert, aber ich ließ ihnen keine Zeit zu einem wirklichen Verdacht. Ich betrat einfach den Gang zu den Werkstätten, und nach einem kleinen Zögern schlossen sich die üblichen fünf Mann der Leibgarde mir an.

Ich ging in den Schmelzraum. Phil und Bower sahen hoch, als wir eintraten. Sie standen eng beieinander und mußten miteinander gesprochen haben. Für einen Augenblick traten Schrecken und Hoffnungslosigkeit in ihre Züge, als sie die bekannte Erscheinung sahen, aber dann bemerkte Phil die Veränderung der Figur, und seine Augen leuchteten auf.

Die Alacientes standen hinter mir. Ich drehte mich um und ging auf den ersten zu. Ich nahm ihm sein Blasrohr einfach aus der Hand. Er ließ es willenlos geschehen. Auch der zweite und dritte wehrte sich nicht. Die beiden letzten wichen zurück. Mißtrauen glomm in ihren Augen hoch. Ich machte kurzen Prozeß. Zwei rasche Schläge ließen sie zurücktaumeln. Im gleichen Augenblick stürzten sich Phil und Bower auf sie und rissen ihnen ihre heimtückischen Mordinstrumente aus den Händen.

Die Brasilianer, die in der Werkstatt arbeiteten, hatten verständnislos dem Vorgang zugesehen. Erst als ich mir die Maske vom Kopf riß, verstanden sie, warfen die Arme hoch, schrien und brüllten, lachten und jubelten.

„Los, wir müssen die Graveure holen!“ befahl ich. Den Schlüssel fand ich in einer Tasche des Kaftans. Ich schloß auf. Redborn, Kaspers, Boch kamen uns entgegen, aber an uns vorbei drängten sich die Brasilianer in den Prägeraum und begannen, sich die Taschen aus den Kisten mit Goldmünzen zu füllen.

„Laßt den Unsinn!“ schrie ich sie an, aber sie hörten nicht, und erst als ich den Revolver zog, gelang es mir, sie hinauszutreiben. Ihre Taschen bauschten sich wie die Backentaschen eines Pavians.

Ich verteilte die Waffen. Die Revolver erhielten Phil und Bower, die Gewehre Redborn und Boch.

„So,“ sagte ich, „ich setze mir diesen albernem Kopf jetzt wieder auf und gehe mit den Alacientes, die sich noch in der Haupthöhle befinden, ins Freie. Ihr kommt fünf Minuten später. Im Freien werden wir leicht mit ihnen fertig.“

Alle nickten. Ich stülpte mir das Ding wieder über den Schädel. In der gleichen Sekunde begann eine Stimme durch die ganze unterirdische Stadt zu dröhnen, eine Stimme, die in gutturalen Lauten sprach. Ich riß mir die Maske wieder ab.

„Was ist los?“ fragte ich. Alle lauschten wir.

„Die Lautsprecheranlage,“ sagte Redborn. „Die Lautsprecheranlage, die die Indios für die gewaltige Stimme des *Großen Jaguar* halten.“

„Verdammt, ich habe sie umgerissen, aber das Mikrophon schien ganz geblieben zu sein. Rimbeau muß erwacht sein und benutzt es. Was sagte er?“

„Tötet alle Gefangenen,“ übersetzte Redborn. „Tötet auch den Zauberer des *Großen Jaguar*. Er ist ein Verräter. Laßt niemand entkommen. Tötet! Tötet! Tötet!“

„Vorwärts!“ schrie ich. „Wir müssen durch, bevor sie es richtig kapiert haben.“

Wir rannten los, aber es war schnell zu erkennen, daß wir zu spät kamen. Schon auf der halben Höhe des Ganges liefen uns die Indios entgegen. Wir sahen sie zum Glück auf einige Entfernung in der Höhe der Jaguarkäfige. Ich feuerte. Es blieb mir nichts anderes übrig. Einer fiel, und unter den Kugeln Bowers und Phils fielen zwei weitere.

Sie sandten uns einen Schauer von Blasrohrpfeilen, aber die Entfernung war zu groß, und die teuflischen Dinger gingen zu unseren Füßen nieder. Die Indianer rannten zurück.

„Hinterher!“ befahl ich. „Wir müssen sie überrennen!“

Wir rannten den Gang entlang. Immer noch dröhnte von allen Ecken die Stimme, die die Indianer aufforderte, uns zu töten. Wir erreichten die Mündung des Ganges in die Haupthöhle. Von den Indios war nichts zu sehen. Ich wollte weiter. Im gleichen Augenblick wehte ein leiser Luftzug an mir vorbei, ein leichtes Zischen. Hinter mir schrie einer der Brasilianer auf und schlug in sein Gesicht, als habe eine Mücke ihn gestochen, aber es war ein Blasrohrpfeil, der ihn geritzt hatte. Die Alacientes hatten sich im Eingang des gegenüberliegenden Ganges, der zu dem Trümmerfeld führte, verborgen. Wir drängten zurück. Wir konnten so die Haupthöhle nicht durchqueren. Sie maß nur fünfzig Yard im Durchmesser, eine Entfernung, die die Blasrohrpfeile schafften.

Wir lagen auf dem Boden. Die Mündungen der beiden Gänge befanden sich praktisch einander gegenüber. Hier hockten wir, dort die Alacientes.

„Was nun?“ fragte Phil.

„Wir können die Indianer mit Gewehrfeuer in die Deckungen zwingen. Unter diesem Feuerschutz können die meisten von uns den Bau hier verlassen.“

„Und die letzten?“ fragte Phil.

„Sehen Sie!“ schrie Boch.

Wir konnten einen gewissen Teil der Haupthöhle einsehen. Ein grünliches Licht war dort aufgewallt. In ihm erschien eine riesige Gestalt mit dem scheußlichen Kopf des *Jaguars*, die gleiche Erscheinung, die wir oben am Tempel gesehen hatten.

„Rimbeau muß sich befreit haben,“ sagte Bower. „Er macht den Indios seinen Hokusfokus vor. Der *Große Jaguar* erscheint den Alacientes. Sie müssen begreifen, was das für sie bedeutet.“

Die ganze Zeit hatte die Stimme über und um uns nicht aufgehört, ihre Mordbefehle zu heulen. Jetzt wechselte sie plötzlich ins Englische über, und was sie sagte, war purer Hohn.

„Nicht so einfach, herauszukommen, Cotton? Sie werden alle hier sterben. Keiner entkommt! Dem *Großen Jaguar* gehorchen die Alacientes noch besser als dem Zauberer. Seine Macht ist groß, seine Stimme ist gewaltig. Alle werdet ihr sterben!“

Und er lachte ein höllisches Gelächter.

Ich packte Phils Arm.

„Der Strom,“ keuchte ich, „der elektrische Strom. Wenn wir das Hauptkabel vom Fluß her zerstören, dann ist Schluß mit seinem Kinospuk und dem Lautsprechergeheul. Für die Indios wird das sein, als sei ihr *Großer Jaguar* untergegangen. Sie

werden nicht mehr kämpfen. Sie werden fliehen. Für sie muß das wirken, als hätten wir ihren Götzen besiegt.—Redborn, geben Sie mir Ihr Gewehr.“

Im Dauerlauf rannte ich zurück. Phil keuchte hinter mir. Wir erreichten die Schmerzwerkstatt, die Prägerei und standen vor dem dicken, schwarzglänzenden Kabel, das aus dem engen Durchgang kam.

Ich feuerte die Gewehrkekeln darauf ab, sorgfältig bemüht, immer die gleiche Stelle zu treffen. Die Isolierung flog in Fetzen. Hin und wieder zuckte ein Funke hoch. Wir sahen den blanken Draht schimmern. Das Gewehr war leer. Wir zogen beide die Revolver und leerten die Magazine.

Die Lautsprecherstimme, die Stimme Rimbeaus, die eine Zeitlang wieder den Alaciente-Dialekt gesprochen hatte, fiel erneut ins Englische.

„Die Jaguare werden sich freuen,“ höhnte sie. „Sie haben lange nichts Lebendiges gehabt. Sie lieben warmes Blut, sie...“

Peng! Knallend schossen blaue Zungen aus dem Kabel, ein zischendes Schmoren war zu hören, und der Gestank von verbranntem Gummi stieg hoch. Gleichzeitig wurde es stockdunkel und die Lautsprecherstimme erstarb.

Ich griff nach Phil. „Zurück!“

Wir tasteten uns durch die absolute Schwärze. Wir besaßen weder eine Lampe, noch Streichhölzer. Wir stießen uns an allem Möglichen, aber wir ertasteten uns den Weg. Noch einmal kamen wir an den Käfigen der Jaguare vorbei, die aufgeregt brüllten, dann stolperten wir über irgendwen. Es waren unsere Leute.

„Die Erscheinung des *Großen Jaguar* verschwand schlagartig,“ hörte ich Bowers Stimme.

„Dann los!“ befahl ich. „Auf die Indianer wird nur gefeuert, wenn sie noch kämpfen. Wir brauchen ihnen nicht unnötig unseren Standort zu verraten.“ Ich betrat als erster die Haupthöhle. Meine Schritte dröhnten im Widerhall. Gleich darauf hörte ich das feine Zischen eines Blasrohrpfeiles. Ich hatte den Revolver nachgeladen, und ich begann zu feuern. Phil, Bower und Boch taten es mir nach. Einmal schrie noch jemand auf. Ich konnte nicht erkennen, ob es ein Indio war oder einer von uns.

Ich fand den Durchgang, die schmale Stelle, an der man sich bücken mußte.

„Wir haben es geschafft!“ rief ich. An mir vorbei zwängten sich Gestalten, hasteten die Schräge empor. Vielleicht waren es die Brasilianer, vielleicht auch die Graveure. Die Männer waren nicht mehr zu halten. Phil, Bower und ich, wir wäre noch auf der halben Stecke, als plötzlich oben ein breiter Lichtstrahl einfiel. Die ersten von uns hatten die Verstrebung der Mauertür weggerissen. Wir waren frei.

„Wir müssen wieder hinunter,“ sagte ich zu Phil und Bower. „Ich muß Rimbeau haben.“

„Ich weiß nicht, Jerry,“ sagte Phil, „ob das jetzt unsere vornehmste Aufgabe ist. Sieh dir die Leute an! Sie rennen wie wild die Treppe hinunter, und sie werden einfach in den Urwald laufen, wenn wir sie nicht zur Räson bringen. Keiner kommt auf diese Weise lebend an den Fluß. Wir haben die Waffen. Wir müssen sie wenigstens bis an den Fluß bringen. Das kann höchstens vierundzwanzig Stunden dauern. Bis dahin kann Rimbeau nicht fliehen.“

Er hatte recht. Wir trieben die Brasilianer und auch die Graveure, die ebenfalls spornstreichs davonrennen wollten, zusammen, formierten eine Gruppe und ver-

ließen den Tempelbezirk. Sehr viel Munition hatten wir nicht mehr, aber wir hofften, es würde uns gelingen, uns durch die Alacientes zu schlagen.

Wir waren mitten in dem Trümmerfeld, als wir sahen, wie sich eine Gruppe von Menschen vom Waldrand löste. Wir dachten an die Indios, aber die Männer waren bekleidet.

„Ich glaube, es ist Lohmann!“ sagte Phil.

Hundert Schritte weiter wußten wir es. „Mr. Cotton! Mr. Decker!“ brüllte Lohmanns Stimme zu uns herüber, und fünf Minuten später lagen wir uns in den Armen.

„Es war eine scheußliche Schinderei,“ sagte Lohmann. „Auf dem Hinweg verlor ich noch Pedro, und als wir jetzt wieder mit einer größeren Gruppe von meinen Leuten in das Gebiet eindringen wollten, leisteten uns die Alacientes einen hartnäckigen Widerstand. Ich habe, alles bei mir, Werkzeug, Sprengstoff, Lampen. Wir können den ganzen Bezirk durchwühlen!—Und Sie? Was haben Sie durchlebt? Ehrlich, ich glaubte nicht, Sie noch einmal zu sehen.“

Ich öffnete den Mund zu einer Antwort, als die Erde, auf der wir standen, ganz leise zu beben anfang.

„Hallo, was ist das?“ rief Lohmann.

Im gleichen Augenblick brachen einzelne Ruinengebäude krachend auseinander.

„Da!“ schrie Phil. „Der Tempelbau!“

Wir sahen, wie riesige Steinstücke hoch in die Luft flogen. Die äußere Mauer barst auseinander. Für zwei Sekunden erblickten wir die innere Mauer, die Treppe und auch den Tempel. Dann hob sich das Ganze, wie von einer riesigen Hand geschleudert, in die Höhe um gleich darauf krachend und annähernd ineinanderzustürzen.

„Was... ist... es?“ stammelte Lohmann. „Ein Erdbeben?“

„Wenn Sie so wollen,“ antwortete ich leise. Der *Große Jaguar* hat sein unterirdisches Reich gesprengt.“

Es gibt nicht mehr viel zu berichten in dieser Geschichte eines Mannes, den die Indianer für einen großen Geist hielten, und der ein genialer, aber verrückter Geldfälscher war.

Wir erholten uns auf Lohmanns Plantage und fuhren dann nach Rio zurück. Ich war dabei, als die brasilianische Polizei auf unsere Veranlassung die Senores Sestros & Sestros verhaftete, zwei ölige Brüder, die sich lächerlich ähnlich sahen. Man fand genaue Listen in ihren Tresoren über das Verteilersystem, und niemand, der an dem Vertrieb des falschen Goldes beteiligt war, entging seiner verdienten Strafe, angefangen von Senior Lechero bis zu den Leuten von der Sorte Juan Pompenos, die an den Straßenecken die Touristen hereinlegten.

Übrigens machte sich ungefähr ein Jahr später nach dem Bekanntwerden der Geschichte eine neue Expedition ins Gebiet des Rio Alacies auf, aber es war eine friedliche Expedition. Sie bestand ausschließlich aus Altertumsforschern, die sich für die Trümmer der verschollenen Stadt interessierten. Ein einziger Polizist war dabei. Er hatte den Auftrag, das Falschgold sicherzustellen, falls man etwas davon fand.

